

Carrie Lam, Egon Zehnder, Leslie Mandoki, Erfolgsvolk Vandalen

Nummer 28 – 9. Juli 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Bringt uns Koch zurück

Orientierungslos stolpert die Schweiz in den Seuchen-Sommer.
Bereits fehlt der umsichtige Mister Corona. *Von Alex Baur*

Was, wenn Biden gewinnt?

Die Agenda des Trump-Herausforderers. *Von Buck Sexton*

Nathalie Wapplers Revolution ist abgesagt

Warum das Schweizer Radio und Fernsehen links bleibt.
Von Kurt W. Zimmermann

4 194407 006904 28

Glanzlichter der Donau



Deluxe Suite (ca. 22 m²) mit franz. Balkon



Attraktive Familien-Reisen

Passau–Wien–Budapest–Bratislava–Passau mit dem Luxus-Suitenschiff MS Thurgau Ultra*****

- 1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Individuelle Anreise zum Einsteigeort. Busfahrt ab Zürich Flughafen um 09.00 Uhr und ab St. Margrethen Bahnhofplatz um 10.30 Uhr nach Passau. Ankunft und Einschiffung. Um 18.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
- 2. Tag Melk–Wien** Ankunft in Melk. Ausflug⁽¹⁾ zum barocken Benediktinerkloster Stift Melk. Weiterfahrt Richtung Wien, wo das Schiff am Abend eintrifft. Am Abend Zeit für individuelle Besichtigungen.
- 3. Tag Wien** Während der Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ lernen Sie die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der charmanten Kaiserstadt wie den Stephansdom oder die Hofburg kennen. Ausflug⁽²⁾ zum Schloss Schönbrunn.
- 4. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ und Spaziergang⁽²⁾ durch die Hauptstadt Ungarns. Fahrten mit U-Bahn/Panoramastrassenbahn. Besuch der Markthalle und St. Stephan Basilika. Lichterrundfahrt⁽²⁾.
- 5. Tag Budapest–Esztergom** Ausflug⁽¹⁾ in die Puszta mit Vorführung traditioneller Reitkunst.
- 6. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ und Fahrt zur Burg. Rundgang durch die Altstadt mit bekanntem St. Martinsdom. Bierprobe⁽²⁾ in der Altstadt.
- 7. Tag Dürnstein** Rundgang⁽¹⁾ mit Weinprobe. Gemütliche Schifffahrt durch die einmalige Wachau.
- 8. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung nach dem Frühstück und Busrückfahrt in die Schweiz. Individuelle Heimreise.

MS Thurgau Ultra*****

Das Luxus-Suitenschiff verfügt über 53 Suiten und 7 Kabinen. Suiten mit Dusche/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon und Klimaanlage. Suiten auf Mittel- und Oberdeck mit französischem Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (ca. 14 m²) und 2-Bettkabinen (ca. 12 m²) auf Hauptdeck mit aus Sicherheitsgründen nicht zu öffnenden Fenstern. Junior Suiten ca. 15,5 m², Deluxe Suiten (ca. 22 m²) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (ca. 30 m²) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Zur Bordausstattung gehören Réception mit Shop, Smoker's Lounge, Panorama-Restaurant, Panorama-Salon/Theatron, Wiener Café, Shop, Wellness/Fitness mit Coiffeur, Massage und Sauna, Sonnendeck mit Sonnenschirmen, Schach, Shuffleboard und Putting Green. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtrauchererschiff** (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck).

Reisedaten 2020 **Es het solangs het Rabatt**

07.08.–14.08.	600	18.09.–25.09.	500
14.08.–21.08.	500	09.10.–16.10.	700 ⁽⁶⁾
21.08.–28.08.	500	16.10.–23.10.	1000
11.09.–18.09.	500		

⁽⁶⁾ Mit Familienprogramm (Kinder bis 15 Jahre reisen gratis)

Thurgau Travel Sorglos-Paket

Unser Sorglos-Paket beinhaltet Vorsorgemassnahmen zum Gesundheitsschutz unserer Gäste, damit Sie auf unseren Schiffen sicher und unbeschwert reisen. Wie z.B. Gesundheits-Check-up, Fiebermessen, reduzierte Passagierzahl für optimalen Abstand, vermehrte Desinfektion, alle Mahlzeiten und Getränke werden am Tisch serviert, persönliche Audio-Sets stehen während der gesamten Reise zur Verfügung.



Panorama-Restaurant

8 Tage ab Fr. 1390.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Bustransfer Zürich/St. Margrethen–Passau v.v.
- Thurgau Travel Bordreiseleitung
- Persönliches Audio-Set während der Reise

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise nach/von Zürich/St. Margrethen, Verpflegung während der Busfahrt, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–10 p.P./Tag), Auftragspauschale Fr. 35.– pro Rechnung (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	1990
Mini Suite Hauptdeck ⁽⁵⁾	2090
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2490
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	2690
Deluxe Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2890
Deluxe Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	3090
Queen Suite (ca. 30 m ²) OD, Privatbalkon ⁽⁵⁾	3590
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	0
Zuschlag Alleinbenutzung Junior Suite	990
Ausflugspaket (6 Ausflüge)	205
Annulations- und Assistance-Versicherung	79

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich



Kettenbrücke und Parlament, Budapest



Stift Melk



Reitvorführung, Puszta

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: KD/River Chefs

Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch



Sofort buchen
Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch



Thurgau Travel
Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen



Glänzend bestanden:
Direktorin Wappler.

Eine amüsante Geschichte um Nathalie Wappler, Direktorin von Schweizer Radio und Fernsehen, ist die Geschichte ihrer Einbürgerung. Die gebürtige Deutsche schaute sich zu Hause in Kreuzlingen am TV den Film «Die Schweizermacher» an. Just in diesem Moment klopfen die echten Einbürgerungsbeamten von Kreuzlingen an ihre Tür, um die Sauberkeit der Wohnung und ihre Kenntnisse der Schweizer Geschichte zu prüfen. Sie bestand glänzend und bekam den rotweissen Pass. Wappler erzählte die Geschichte vor Jahren schon unserem Medienjournalisten Kurt W. Zimmermann. In dieser Nummer inspiziert Zimmermann nun, ob sich die Schweizerin Wappler beim Schweizer Rundfunk ähnlich gut schlägt. **Seite 20**

Gut möglich, dass Donald Trump die Wiederwahl nicht schafft. Was dann? «Präsident Biden wäre eine Katastrophe für Amerika und die ganze Welt», schreibt Buck Sexton, ehemaliger CIA-Analyst, Radiomoderator und Kommentator bei verschiedenen amerikanischen Medien. Das alte Schlachtross des Demokraten-Establishments empfiehlt sich als Garant für eine Rückkehr zur «Normalität». In Wahrheit sei er das trojanische Pferd eines radikalen Projekts. Linksextreme Aktivisten der Demokraten würden dem altersschwachen Biden die Agenda diktieren – und so all jene Kräfte schwächen, die für Freiheit, Souveränität, Rechtsstaatlichkeit und im Ausland für Interventionen in globalen Krisenregionen eintreten. **Seite 24**

Präsident Trump hat in einer vielbeachteten Rede zum amerikanischen Unabhängigkeitstag am 4. Juli auf die landesweiten Proteste und Vandalenakte reagiert und seine eigene Vision für ein neues Amerika dargelegt. Die Rede wurde von Medien weitherum verrissen. Damit sich die Leser ein eigenes Bild verschaffen können, veröffentlichen wir das Dokument auf Deutsch auf www.weltwoche.ch.

Egon P. S. Zehnder, Gründer der gleichnamigen Executive-Search-Firma, ist ein Grandseigneur alter Schule, mittlerweile neunzig Jahre alt und heute aktueller denn je: Im Business vermählte er amerikanische Meritokratie mit Schweizer Qualität und blieb dabei ein militanter Liberaler, für den Demokratie und Freiheit immer bedroht und somit zu verteidigen sind. Linke Ideologen warfen ihm einmal vor, er sei «militant in der Verfechtung der freien Marktwirtschaft» – nie hat er diesem Urteil widersprochen. **Seite 36**



Obsessive Leidenschaft:
Investor Fluri (l.), Redaktor Baur.

Im Foyer des Business-Class-Terminals unterzeichnete er letzte Woche noch schnell einen Immobilien-Deal über 360 Millionen Franken, dann düste Guido Fluri im Privatjet auf die griechische Insel Lesbos, um das berüchtigte Flüchtlingslager Moria zu besuchen. Der Kontrast zwischen Luxus und Elend erscheint nachgerade obszön. Doch der Zuger Immobilien-Tycoon, den Redaktor Alex Baur seit Jahren bei seinem sozialen Engagement kritisch begleitet, meint es ernst. Fluri betreut seine Hilfsprojekte, von denen nun auch Einheimische wie Flüchtlinge auf Lesbos gleichermassen profitieren, mit derselben obsessiven Leidenschaft, die ihn zum erfolgreichen Geschäftsmann gemacht hat. **Seite 40**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner
Finanzen und Personal: Tien Köppel

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst:
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Vorwärts: Schwinger Wicki. Seite 32



Jagdinstinkt: Angriff des Tigers. Seite 35



«Ich denke sehr wohl,
dass ich den Soundtrack
der Zukunft schreibe.»

Musiker Mandoki: Seite 46

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 Kommentare
Neue Freiräume
- 8 Werbung Kann man gut zensurieren?
- 9 Eine Frage der Moral
«Faschistische Mehrheitsschweine»
- 10 **Kopf der Woche**
Frau Gessler von Hongkong
- 16 Mörgeli
Lügenbolde
- 16 Bodenmann
Die prallen Euter endlich melken
- 17 Medien Blinde Macht
- 17 Die Deutschen Nichts gelernt

Inland

- 14 **Krisen**
Bringt uns Koch zurück
- 20 **Fernsehndirektorin Wappler**
Geschichte eines Missverständnisses
- 23 **Ausschaffungen**
Der ganz normale Ausnahmefall
- 26 **Corona**
Hilflose Kantone
- 40 **Flüchtlinge** Fluris Flug ins Elend

Ausland

- 24 **Joe Biden**
Trojanisches Pferd von Linksaussen
- 38 **Kamer**
Deutschland allein zu Hause
- 41 **Inside Washington**
«Genug ist genug»

Wirtschaft & Wissenschaft

- 22 **Oxytocin**
Es war einmal ein Liebeshormon
- 28 **Beatrice Weder di Mauro**
Deutschland zahlt die Rechnung
- 31 **Michel Huissoud**
Unruhestifter vom Dienst
- 31 **Firmen-Ruin**
Es war die ETH
- 34 **Politische Korrektheit**
Neue Tyrannei in Grossbetrieben
- 36 **Pioniere**
Die Egon-Zehnder-Story
- 39 **Forschung**
Corona und die Pharmaindustrie

Kultur & Gesellschaft

- 27 **Gumbrecht**
Rituale der Selbstreinigung
- 30 **Geschichte**
Erfolgsvolk Vandalen
- 32 **Schwinger Joel Wicki**
«Wir sind nicht konservativ»
- 35 **Zürcher Zoo**
Wie konnte das passieren?
- 42 **Rainer Zitelmann**
Die Kunst, berühmt zu werden
- 46 **Musiknomade Mandoki**
«Die Schweiz ist ein begnadetes Land»
- 50 **Joe Louis**
Sein linker Haken veränderte die Welt
- 51 **Popliteraten**
Die Java-Nashörner
- 56 **Denkmäler**
Stein um Stein für Preussens Gloria

Rubriken

- 7 **Im Auge**
Robert Blake
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf** Ennio Morricone
- 18 **Thiel** Dimensionen
- 18 **Leserbriefe**
- 19 **Fragen Sie Dr. M.**
- 44 **Ikone der Woche** Magrittes «Amants»
- 52 **Fast verliebt** Der Pianist
- 52 **Knorrs Kultur**
Unter die Räder gekommen
- 53 **Unten durch**
Filzli
- 54 **Wein** Der andere Chardonnay
- 54 **Die Bibel** Antirassismus?
- 55 **Auto**
Range Rover Velar SV Autobiography
- 55 **Jazz** Connie Han: Iron Starlet
- 58 **Tamaras Welt**
Zeitgeist Intoleranz

Der Aufstand

Warum Gottfried Locher scheiterte. Warum Donald Trump den Wahlkampf neu lancierte.

Von Roger Köppel

Die forcierte Abservierung des obersten Reformierten Gottfried Locher, über die wir mehrfach berichtet haben, war eine bühnenreife Intrige, aber sie ist auch selbstverschuldet. Die Art und Weise, wie der frühere Präsident des Rats der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) aus seinem Amt gedrängt, ja regelrecht gemobbt wurde, widerlegt das hohe moralische Selbstbild, das einige Gegnerinnen und Gegner Lochers von sich selber kultivieren. Es war unfair und hinterhältig. Möglicherweise spielen falsche Anschuldigungen eine Rolle. Aber man macht es sich zu leicht, wenn man den Vorgang auf diese Niedrigkeiten reduziert.

Locher scheiterte letztlich nicht aufgrund Lamouröser Verstrickungen. Sein erzwungener Rücktritt war vor allem die Folge eines Aufstands, den er dadurch provoziert hatte, dass er den Reformierten ein falsches Konzept verpassen wollte. Inhaltlich lag er in vielem richtig. Locher wollte die Reformierten zurück zu den Wurzeln führen, zurück zur Theologie, zurück zur reformierten Botschaft, die seiner Ansicht nach zu wenig verkündet und gelebt wurde, unterging in einer Sauce modisch gefälliger Ideologien. Seine Diagnose war richtig, aber die Methode war falsch, mit der er sich an eine Lösung machte.

Die Waffe der Reformierten ist das Wort, die Kanzel ihre Burg. Die protestantischen Rebellen des 16. Jahrhunderts wandten sich gegen den Vatikan, weil sie in der institutionalisierten Kirche eine fürchterliche Machtanmassung sahen, eine Art Selbstvergottung des Menschen im Namen Gottes. Niemals aber wäre es einem Zwingli in den Sinn gekommen, den Vatikan mit einem Gegenatikan zu bekämpfen. Im Gegenteil. Den Päpsten und Kardinälen schleuderte er die Kraft seiner Sätze und seines Glaubens entgegen. Nicht auf die Autorität eines Amtes stützte er sich, sondern auf die Bibel, Gottes Wort.

Locher wollte das Malaise der Reformierten durch neue Hierarchien bannen. Fasziniert von den Ritualen und Symbolen der Katholiken und Anglikaner, strebte er danach, die kalte reformierte Gedankenwelt sinnlicher zu gestalten. Möglicherweise hatten es ihm auch die Grossauftritte eines Papst Benedikt

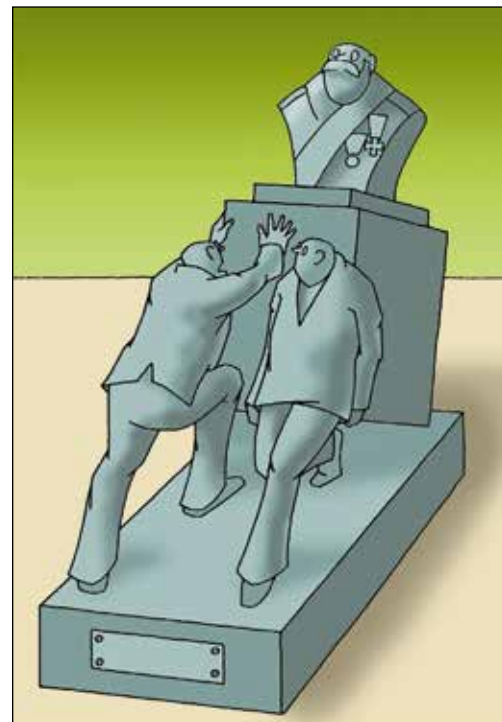
XVI. angetan, der mit seinen Reden vor Tausenden von Jugendlichen den Beweis antrat, dass die katholische Kirche immer noch charismatauglich war. Locher sah sich, wenn nicht als Papst, so doch wenigstens als Bischof an der Spitze seines Konstrukts einer reformierten Einheitskirche.

Sosehr er sich auch Mühe gab, den Eindruck zu zerstreuen, er wolle den Protestantismus ins Korsett katholischer Strukturen zwingen, Locher reizte mit seinen Plänen den anarchischen Zentralnerv, das urwüchsige Widerstands-Gen der Reformierten. Auch unqualifizierter Unmut brandete ihm entgegen. Linkstheologen und kirchliche Gutmenschen fühlten sich vom geschmeidigen Bürgerlichen aus Bern bedroht. Doch die Auflehnung ging tiefer. Es war wie die Abwehrreaktion eines Immunsystems auf einen ihm fremden Organismus. Locher wollte eine aus dem Protest geborene Glaubensbewegung auf dem Reissbrett seiner Organigramme bändigen. Das konnte nicht gelingen.

Die Frauenintrige war nur das Symptom eines Unbehagens, das sich anders offenbar nicht mehr artikulieren konnte. Lochers theologische Gegner waren zu schwach, um ihn in einer offenen Auseinandersetzung zu stellen, zu widerlegen. So sägten sie ihn mit einem miesen Hinterzimmermanöver ab, mit einem Verzweiflungsangriff aus dem Hinterhalt, der den Mann traf, aber eigentlich die von ihm installierten Hierarchien meinte. Die Art und Weise, wie sie ihn abservierten, bestätigte unfreiwillig Lochers Diagnose, dass es mit den Reformierten nicht zum Besten stehen kann.

Locher machte und analysierte vieles richtig, aber im Entscheidenden lag er falsch: Die Reformierten brauchen keine «Kirche», keinen Bischof, keine Präsidenten, keinen Chef. Es braucht mutige Männer und Frauen, die auf eine Kanzel steigen, um die Botschaft zu verbreiten. Die Reformation wirkte nicht über Hierarchien, sie wirkte über Worte. Gottfried Locher hätte als einfacher Pfarrer, der das Richtige predigt, mehr bewegt. Wenn er es ernst meint, wird er, befreit von seinen Ämtern und Strukturen, weiterkämpfen.

Mit seiner Rede zum amerikanischen Unabhängigkeitstag, einer seiner besten, hat US-Präsident Donald Trump womöglich den Wahlkampf neu lanciert. Anstatt dauernd von sich selbst zu sprechen, stellte er die amerikanischen Werte und ihre historischen Wurzeln ins Zentrum. Gegen die «linke Kulturrevolution» der Denkmalstürmer auf den Strassen und an den Universitäten positionierte sich der Präsident als Gralshüter der Amerikanischen Revolution auf der Grundlage der Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776. Trump klärte die Fronten.



«Wütende Mobs», sagte er, «versuchen, die Statuen unserer Gründer niederzureissen, unsere heiligsten Denkmäler zu verunstalten und eine Welle von Gewaltverbrechen in unseren Städten auszulösen.» Und fuhr fort: «Eine ihrer politischen Waffen ist es, Kultur auszulöschen, Menschen von ihren Arbeitsplätzen zu vertreiben, Andersdenkende zu beschämen und von jedem, der anderer Meinung ist, totale Unterwerfung zu fordern.» Für diesen «Totalitarismus» gebe es in den Vereinigten Staaten «absolut keinen Platz», sagte Trump.

Das sind kräftige, direkte Worte, aber sie sind nicht «spalterisch», wie die NZZ behauptete, oder sie sind es höchstens dann, wenn man es für selbstverständlich erachtet, dass in den USA mittlerweile schon die Denkmäler der Staatsgründer George Washington und Thomas Jefferson ins Visier der Jakobiner kommen. Zu Recht rief Trump in Anspielung auf den schwarzen Bürgerrechtler Martin Luther King dazu auf, das amerikanische Erbe nicht abzureissen, sondern diesem Erbe gerecht zu werden. Die «Mission der Gerechtigkeit» verlange, dass sich die Amerikaner ihre Gründungsideale «voll und ganz zu eigen machen».

Hätte ein Barack Obama oder ein Bill Clinton solche Worte gesprochen, wären sie als Gipfel der Weisheit gepriesen worden. Bei Trump aber schreibt die Nachrichtenagentur AP, eigentlich einer gewissen Neutralität verpflichtet, er pushe «rassische Zwietracht». Das sind krasse Unwahrheiten. Solange Trumps Gegner dem Radikalismus nicht abschwören und dem Präsidenten das Terrain des amerikanischen Patriotismus der Freiheit und Unabhängigkeit auf diese Weise überlassen, wird er sie trotz schlechten Umfragen bei den Novemberwahlen erneut besiegen.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8077 **Dietikon**, Ingrid Siefel Tel. 044 316 13 11
Preis ab CHF 981'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'331'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ und 6 ½ Zi. EFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 507'200.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8152 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'150'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.calmacasa.ch




3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:

www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 

You Tube 

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:

svit
ZÜRICH

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich

EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

Stand Mai 2020

Neue Freiräume

Von Beat Gygi — Das Virus wird harmloser. Der Mensch ist widerstandsfähiger, als er glaubt. Standortbestimmung zu Corona vor den Sommerferien.



Wie funktioniert der menschliche Körper? Plage de Vidy in Lausanne.

Coronavirus und Pandemiepolitik haben das Volk weiterhin im Griff. Auch wenn die behördlichen Massnahmen weiter gelockert worden sind und viele Leute sich geradezu übermütig neue Freiheiten nehmen, sind oft und vielerorts Einengung und Angst zu spüren. Unternehmungslust kommt in einem solchen Klima wenig auf. Täglich vermitteln die Meldungen aus aller Welt über tausendfache Ansteckungen den Eindruck, dass die gefährliche Krankheit praktisch überall lauern könnte, selbst wenn in der Schweiz die einschlägigen Zahlen jetzt niedrig sind. Im Bericht zur epidemiologischen Lage aus dem Bundesamt für Gesundheit (BAG) machen die Infektionszahlen heute noch einen Zehntel oder weniger der Fälle aus, die gegen Ende März auf dem Höhepunkt der Virenverbreitung gemessen wurden. Im Juni gab es wöchentlich noch 100 bis 350 offiziell gemeldete Ansteckungen. Dreissig Personen wurden im ganzen Monat ins Spital eingewiesen, und es gab sieben Todesfälle. Wo ist das Virus hin?

Wie ein Tunnel

Überall kann es sein und einen sofort wieder packen, sagen die Experten, wenn auch nicht mit diesen Worten. Die etwa sechzig Wissenschaftler umfassende National Covid-19 Science Task Force des Bundes mit Präsident Matthias Egger zeigt sich alarmiert über die jüngst teilweise gestiegene Ansteckungshäufigkeit. Man habe es mit einem exponentiell wachsenden Problem zu tun, schrieb die Task Force, jede infizierte Person stecke gemäss Modellrechnung erheblich mehr als nur eine weitere Person an.

Sofortmassnahmen seien dringend empfohlen, eindringlich werden die Appelle zu räumlicher Distanzierung, Hygiene, dem Tragen von Masken, Tests, Kontaktverfolgung, Isolierung und Quarantäne wiederholt. Nachdem Anfang Woche die Maskenpflicht im öffentlichen Verkehr eingeführt worden ist, wirken diese Verlautbarungen fast körperlich empfindbar wie ein Tunnel, der einem geringe Chancen lässt, je wieder hinauszugelangen.

Aber wer den Tunnelblick hat, sieht nicht, wo die Freiräume sind. Offizielle Stellen und Medien sind zurzeit fixiert auf die Entwicklung der Ansteckungszahlen, als ob dies die entscheidende Grösse des Virusproblems wäre. Dabei sind diese mehr oder weniger willkürliche Momentaufnahmen, sie sind unter anderem von der Intensität des Testens abhängig. Für die erste Juniwoche wurden zum Beispiel rund 26 000 Tests gemeldet, von denen 155 positiv ausfielen. In der letzten Juniwoche wurden rund 57 000 Tests und 397 positive Resultate registriert. Mehr Tests – mehr notierte Ansteckungen.

Zudem sind diese Momentaufnahmen sehr unscharf. Wie der Immunologe Beda M. Stadler, früherer Universität Bern, bereits mehrmals dargelegt hat, bedeutet das Vorhandensein von Viren im Rachen noch nicht zwingend, dass man angesteckt ist. Das betreffende Genmaterial kann auch aus Trümmern von Viren bestehen, die durch das Abwehrsystem des menschlichen Körpers schon besiegt wurden und nichts mehr ausrichten können, im Corona-Test aber den-

>>> Fortsetzung auf Seite 8

Echt Mord?



Robert Blake, Schauspieler.

Arte zeigte unlängst wieder «In Cold Blood», den Film noir von 1967 über einen Vierfachmord im Provinznest Holcomb in Kansas nach dem Tatsachenroman Truman Capotes. Die Täter, zwei junge Hallodri, steigen aufs Schafott; in der Schlusszene baumelt Perry Smith am Strick, gespielt von Robert Blake. Blake heisst eigentlich Michael James Gubitosi und ist ein ehemaliger Kinderstar aus der TV-Serie «Kleine Strolche». Er geht erst mit zehn zur Schule, mit vierzehn reist er von zu Hause aus; er kämpft in Korea, ist danach auf Koks und Heroin. Mit der Mörderrolle, er ist jetzt 33, gelingt ihm der Karrieredurchbruch. Als gutaussehender Fernsehdetektiv Baretta sorgt er für Ruhe, Ordnung und Quoten. In seinem letzten grossen Leinwandauftritt geistert er 1997 als «Mystery Man» durch David Lynchs «Lost Highway».

Jetzt wird das Leben ein Film. Blake lebte 22 Jahre mit seiner Frau Sondra Kerr zusammen. Eine gewisse Bonny Lee Bakley galt als Stalkerin von Promis und war neunmal verheiratet. Als Ehemann Nummer zehn angelt sie sich Robert Blake, hat jedoch parallel ein Verhältnis mit Christian Brando, dem Sohn des Weltstars. Sie bringt eine Tochter zur Welt und erklärt beide zum Vater. Der DNA-Test ergibt: Es ist Blake. Am 4. Mai 2001 führt er seine Angetraute im Dodge Stealth zum Dinner im «Vitello's» in Los Angeles aus, geht nach dem Essen kurz zurück ins Lokal, «um meine Pistole zu holen, die ich dort vergessen hatte». Als er zum Auto zurückkehrt, ist seine Frau tot, erschossen durchs offene Wagenfenster. Nicht mit seiner Waffe. Zwei Zeugen der Anklage behaupten, Blake habe sie zum Mord anzuheuern versucht, aber einen forensischen Beweis für seine Schuld gibt es nicht. Er wird freigesprochen und entgeht der Hinrichtung, anders als im Kino. Ein folgender Zivilprozess urteilt, er habe «absichtlich ihren Tod herbeigeführt». Die 30 Millionen Schadenersatz ruinieren ihn. Blake lebt heute mit 86 vergessen in einem Billig-Apartment im San Fernando Valley, jenseits von Hollywood. Peter Hartmann

noch positiv anschlagen. Damit machen die Infektionszahlen rasch einmal viel mehr Angst, als es sachlich begründet wäre, und zu diesem Zweck kann die Regierung sie auch einsetzen.

Wenn die Pandemiepolitik auf die Gefährlichkeit des Virus ausgerichtet sein soll, dann muss man, wenn schon, dessen Tödlichkeit anschauen, also die Wahrscheinlichkeit, dass man nach einer Ansteckung daran stirbt. Die Todesfallzahlen gehen zurück, nicht nur in der Schweiz. Diese Daten sind jedoch ebenfalls mit grossen Unsicherheiten behaftet, da gerade auch in der Schweiz laut BAG nach wie vor nicht unterschieden wird zwischen Personen, die an Corona gestorben sind, und solchen, die mit Corona und anderen Krankheiten gestorben sind. Auch über Obduktionen gibt es keine Angaben. Kurz: Ein positiver Test genügt für eine Zuordnung zur Corona-Todesstatistik.

Wichtige Zusammenhänge übersehen

Die Tunnelblick-Leute konzentrieren sich nicht nur auf zweifelhafte Daten, sie blenden mit Blick auf die künftige Entwicklung auch zwei wichtige Fragen aus. Erstens: Ist das Virus noch das gleiche wie am Anfang der Pandemiepolitik, oder verändert es sich? Neue Studien deuten darauf hin, dass sich im Genmaterial des Coronavirus Sars-CoV-2 Mutationen abgespielt haben, die sich unterschiedlich erfolgreich in der Virenpopulation ausgebreitet haben. Wie Virologen schon verschiedentlich angetönt haben, ist es gut vorstellbar, dass sich eher Mutationen durchsetzen werden, die den menschlichen Körper weniger scharf attackieren. Daten über Ansteckungen und daraus abgeleitete Politikmassnahmen wären also auch vor diesem Hintergrund zu überdenken.

Zweitens: Funktioniert der menschliche Körper überhaupt so, wie man es anfänglich gedacht hat, oder muss man seine Vorstellungen über Ansteckung und Krankheit ändern? Wie Stadler kürzlich in einem Aufsatz in der *Weltwoche* dargelegt hat, haben die Fachleute bisher wichtige Zusammenhänge übersehen. Nach seiner Einschätzung ist die Widerstandskraft des menschlichen Immunsystems gegen das Coronavirus viel stärker, als man bisher annahm. Das heisst, dass ein erheblich grösserer Teil der Bevölkerung immun sein dürfte als vermutet, weil da auch die Immunität gegen andere, bekannte Coronaviren sowie andere körpereigene Abwehrreaktionen hineinspielen. Auch der Chemie-Nobelpreisträger Michael Levitt sowie der britische Neurologe Karl J. Friston kommen auf unterschiedlichen Wegen zum Schluss, dass in der Bevölkerung eine hohe Grundimmunität vorhanden sein müsse. Bis zu 80 Prozent könnten es sein. Wenn das so ist, kann man aus dem Tunnel ausbrechen, aber dafür müsste die offizielle Pandemiepolitik von den fixen Ideen ablassen.

Debatten

Die Welt ist divers. Das ist gut so

Von Roman Hirsbrunner — Eine neue Bewegung fordert, auf Werbung bei Facebook zu verzichten, weil das Unternehmen zu wenig gegen Hassreden mache. Bringt das etwas? Wahrscheinlich nicht.



Beginn unseres westlichen Demokratieverständnisses: Autor Hirsbrunner.

Das Wichtigste gleich zu Beginn: Ja, ich bin selbstverständlich gegen jede Art von Hassreden. Fake News ärgern mich grässlich, und Diskussionen im Stil von «Stammtisch *on steroids*» ertrage ich kaum, weder on- noch offline.

Damit hört die Klarheit für mich leider auch schon auf.

Macht Facebook zu wenig gegen *hate speech*? Vielleicht schon. Aber wer von uns führt schon ein Unternehmen und eine Plattform mit so gigantischen Nutzerzahlen? Immerhin weist Facebook (laut eigener Darstellung) enorme Anstrengungen und beachtliche Fortschritte im proaktiven Erkennen und Entfernen von *hate speech* aus.

Das (kritisierte) Festhalten am Prinzip der Meinungsfreiheit würde ich nicht a priori als Ausdruck von übertriebenem Gewinnstreben abtun. Meinungsäusserungsfreiheit steht – zumindest theoretisch – am Beginn unseres westlichen Demokratieverständnisses.

Billige Vereinfachungen

Bringen Facebook-Boykotte von ein paar Grossunternehmen etwas, wie das jüngste Beispiel, #StopHateForProfit? Wahrscheinlich nicht. Facebook macht den Grossteil seines Umsatzes mit kleineren und mittleren Unternehmen.

Die Vermutung liegt nahe, dass die Verzichtleistung der Boykottierenden nicht allzu gross ist. Denn gerade Grossunternehmen haben ihre *media spendings* in den sozialen Medien im Zuge der Corona-Krise massiv zurück-

gefahren. Aber: Ein Hashtag kostet nichts und gibt einem wichtigen Anliegen zumindest für einen kurzen Augenblick etwas mehr Öffentlichkeit.

Also was jetzt? Bin ich nun gegen Facebook oder gegen Hass? In erster Linie bin ich gegen billige Vereinfachungen.

Boycottieren ist nicht einfach nur gut. Wer boykottiert, schaut oft bloss weg und überlässt die Lösungssuche dem Boykottierten. Gerade Unternehmer und Unternehmerinnen wären prädestiniert, mit neuen Lösungsvorschlägen die Diskussion zu befruchten – und mit den Beschuldigten in Dialog zu treten.

«Gut zensurieren» ist nicht einfach. Dem Anspruch «Kuratieren statt zensurieren» lässt sich im Bereich von strafbaren Inhalten mit viel Aufwand einigermaßen nachkommen. Im Spannungsfeld von moralisch-ethischen Positionen allerdings wird die Umsetzung zunehmend komplex und das Bestreben schnell selbst problematisch.

Eine einheitliche Definition von abweichender Meinung fehlt – und das ist auch gut so. Die Welt, besonders die Welt der Meinungen, ist divers. Und hat gerade deshalb so viel Potenzial.

#StopHateForProfit macht nichts Falsches. Und Facebook ist nicht das (alleinige) Problem. Also lasst uns bei den Fakten bleiben und ohne Hetze über Lösungen diskutieren.

Roman Hirsbrunner ist CEO der Kommunikationsagentur Jung von Matt/Limmat.

«Faschistische Mehrheitsschweine»

Von Eugen Sorg — Zahlen widerlegen das Glaubensaxiom eines strukturellen, systemischen, tief verwurzelten weissen Rassismus und bedrohen die Vorteile, die ein Status als Opfer mit sich bringt.

Tony Timpa, 32, rief von einem Parkplatz in Dallas, Texas, die Polizei um Hilfe an. Es war August 2016, und er war aufgewühlt und agitiert. Anstatt seiner Psychopharmaka hatte er Drogen zu sich genommen und hatte nun Angst, er könnte sich etwas antun. Als die Cops eintrafen, war der unbewaffnete Tony von den Sicherheitsleuten eines nahen Geschäfts bereits mit Handschellen ausser Gefecht gesetzt worden. Trotzdem zwangen ihn die Beamten, sich Gesicht voran ins Gras zu legen, wobei einer von ihnen sein Knie in Tonys Rücken drückte. Die Aufnahmen einer Körperkamera zeigen entspannte Cops, die Witze reissen, während der verwirrte, um sein Leben flehende Tony immer schwächer wird, bis er nach unerträglich langen dreizehn Minuten aufhört zu atmen und stirbt.

Nicht viele Leute haben das Video von Tony Timpas schrecklichem Tod gesehen. Sein Fall blieb ein lokales Ereignis, sein Name ging vergessen. Dies im Gegensatz zu jenem von George Floyd, der vor einigen Wochen in Minneapolis unter den gleichen Umständen ums Leben gekommen ist. Die achteinhalb Minuten dauernde Aufnahme des unter einem Polizistenknie elend erstickenden 46-Jährigen ging um die Welt und löste wütende Proteste aus. Die Vereinten Nationen kritisierten die USA, der Papst betete für die Seele des Verstorbenen, in Deutschland und anderswo wurden Strassen nach ihm benannt. Floyd, ein Berufskrimineller, wurde zum Märtyrer gesalbt. Man muss kein Hellseher sein, um die komplett unterschiedlichen Reaktionen auf zwei identische Vorfälle zu verstehen. Timpa war weiss, Floyd war schwarz.

Nur Letzterer passte in die von der radikalen Schwarzenbewegung «Black Lives Matter» und den linksliberalen Eliten beschworenen Erzählung: Amerika gründe auf Sklaverei und sei bis heute ein zutiefst rassistisches Land geblieben. Weisse Vorherrschaft, weisse Privilegien aufrechtzuerhalten sei das wahre Ziel der herrschenden Politik, das nationale Zentralmotiv, das das Leben der Amerikaner bis in den Alltag, bis in die Gedanken hinein bestimme. Aus dieser Perspektive war die Tötung des Afroamerikaners Floyd durch einen sadisti-

schen Cop nicht ein schlimmes Einzelereignis, sondern eine Emanation der korrupten Seele Amerikas, ein Akt der Lynchjustiz in der geheimen, aber ungebrochenen Tradition des weissen Sklavenhalterstaates. «Das Problem mit der Polizei ist nicht», schrieb der schwarze Kultautor Ta-Nehisi Coates, «dass das alles faschistische Schweine sind, sondern dass unser Land von Mehrheitsschweinen regiert wird.»

Der schwere Vorwurf einer durch stille Duldung der weissen Gesellschaft gedeckten rassistischen Polizeigewalt gegen wehrlose Schwarze hat einen Mangel: Er stimmt nicht mit der Realität überein. Zahlen und Studien erzählen eine andere Geschichte. Gemäss einer Datenbank der *Washington Post* wurden 2019 in Amerika mit seinen 330 Millionen Einwohnern 56 unbewaffnete Amerikaner von der Polizei erschossen. 9 davon waren Schwarze, 19 waren Weisse, die übrigen 28 gehörten sonstigen Minderheiten an. 2018 wiederum wurden 7407 Schwarze Opfer eines Mordes. Über 90 Prozent

der Täter waren ebenfalls Schwarze. Angenommen, die Zahlen für 2019 bleiben in etwa gleich, bedeutet dies, dass Schwarze für andere Schwarze statistisch eine tausendmal grössere Gefahr darstellen als schiesswütige Cops. Bestätigt wird dies durch umfassende neuere Studien zur Polizeigewalt, darunter diejenige des afroamerikanischen Harvard-Ökonomen Roland G. Fryer: Rassistische Vorurteile, so die Befunde, spielen keine entscheidende Rolle bei tödlichen Schüssen aus Polizeiwaffen.

Ausserdem sanken die Kriminalitätsraten laut dem Pew Research Center seit den neunziger Jahren kontinuierlich. Die Gewalt- und Eigentumsverbrechen halbierten sich, mit ihnen verringerte sich die überproportional hohe Zahl schwarzer Gesetzesbrecher und Gefängnisinsassen. Verantwortlich für diesen Erfolg, der die schwarzen Communitys sicherer gemacht hat, ist die intelligente und oft brandgefährliche Arbeit der verteufelten städtischen Polizei.

Solche Nachrichten aus der Welt der kalten Fakten rufen bei den Schwarzaktivisten und deren weissen Gesinnungsgenossen Wut, Geschrei und Drohungen hervor. Sie widerlegen das Glaubensaxiom eines strukturellen, systemischen, tief verwurzelten weissen Rassismus und bedrohen die Vorteile, die ein Status als Opfer mit sich bringt. Die Leugnung der Realität stand schon am Ursprung von «Black Lives Matter». 2014 wurde in Ferguson, Missouri, der achtzehnjährige Michael Brown von einem weissen Polizisten erschossen. Angeblich nur, weil er schwarz war. Das ganze Land wurde von Ausschreitungen und Plünderungen erschüttert. Brown wurde die Gründungsikone von «Black Lives Matter». Posters und Wandmalereien zeigten ihn mit erhobenen Händen und der Bitte: Nicht schiessen!

Eine 86-seitige Untersuchung des Justizdepartements von Präsident Obama wies nach, dass Brown weder die Hände erhoben noch um sein Leben gefleht hatte. Vielmehr hatte Brown, ein Koloss von Mann, einen Raubüberfall verübt, darauf den Streifenpolizisten, der ihn kontrollieren wollte, geschlagen und versucht, diesem die Pistole zu entreissen, war geflüchtet, wieder umgekehrt und auf den Cop zugestürzt, der ihn vergeblich aufforderte, stehen zu bleiben. Die Kugeln, die Brown töteten, wurden zur Selbstverteidigung abgefeuert. Der Polizist blieb zu Recht im Dienst.

«Antirassismus ist der Kommunismus des 21. Jahrhunderts», meinte der französische Philosoph Alain Finkielkraut. Er könnte recht haben.



Frau Gessler von Hongkong

Von Sophie Mühlmann — «Unglücklicherweise habe ich zwei Herren zu dienen», sagte Carrie Lam nach ihrer Wahl zu Hongkongs Regierungschefin. Nun schickt sich die von katholischen Ordensschwestern erzogene Politikerin an, Asiens Leuchtturm des Freihandels im Auftrag Pekings zu entmündigen.



Verwalterin des Niedergangs: Premierministerin Lam.

Sie ist das unbewegte Gesicht in Zeiten von Protest und Aufruhr, entfesselter Wut und Enttäuschung. Carrie Lams Miene bleibt starr, auch dann, wenn die der Frauen und Männer auf Hongkongs Strassen verzerrt sind vom Tränengas und von der Verzweiflung. Die Sonderverwaltungsregion am Süzipfel der Volksrepublik China, die einst für Freiheit und freien Handel stand, wird gerade restlos von Peking entmündigt.

Als am 1. Juli knapp 2000 Kilometer weiter nördlich in Peking das umstrittene Gesetz zum Schutz der nationalen Sicherheit erlassen wurde – ohne Abstimmung mit Vertretern Hongkongs –, da hat Regierungschefin Lam in Hongkong gute Miene gemacht zum bösen Spiel. Sie zelebrierte stattdessen den 23. Jah-

restag des *handover*, der Rückkehr der einstigen britischen Kronkolonie ins chinesische Mutterland. Und während draussen zwischen den Häuserschluchten die Volkswut überkochte, während die Polizei gleich am ersten Tag des neuen Gesetzes 370 Demonstranten festnahm und schon erste Twitter-Nutzer ihre Konten löschten, aus Angst, für ihre kritischen Mitteilungen belangt zu werden, da stand Carrie Lam im blassrosa *cheongsam* unter den beiden rotweissen Flaggen auf einem weitläufig abgesperrten Areal am Hafen und hob ihr Glas auf die Übergabe Hongkongs an China. Mit dem neuen Sicherheitsgesetz, verkündete sie anschliessend in ihrer Rede, werde hoffentlich endlich wieder «Frieden» einkehren in Hongkong.

«Frieden» im Sinne der Zentralregierung in Peking. Denn dieses neue Gesetz mit seinen sechs Paragrafen und 66 Absätzen sichert ihr den absoluten Durchgriff in Hongkong. Kritiker befürchten, dass damit nun das Ende der Autonomie dieser kleinen Stadt mit dem natürlichen Hafen besiegelt ist, die so lange Chinas Fenster zur Welt war.

Justizsystem ausgehebelt

Offiziell soll das Gesetz Hongkong vor Subversion, Sezession, Terrorismus und ausländischer Einflussnahme schützen. Im Klartext bedeutet das: Peking hat die einst so liberale Stadt nun fest im Schwitzkasten. Ab sofort sind nicht nur jegliche Banner und Slogans verboten, die eine Unabhängigkeit der Son-

derverwaltungsregion fordern. Die Kommunistische Partei hat sich auch weitreichenden Einfluss auf Hongkong verschafft.

Das Gesetz ermöglicht nämlich die Schaffung paralleler Institutionen in der Legislative und der Exekutive, die künftig sämtliche Angelegenheiten mit Relevanz für die «nationale Sicherheit» regeln. Über diese Institutionen kann Peking nun direkten Einfluss und Kontrolle ausüben; das bestehende unabhängige Justizsystem wird de facto ausgehebelt. Die Bürgerrechte werden erheblich eingeschränkt. Ausserdem ist die Hongkonger Regierung nun verpflichtet, die Zivilgesellschaft, die Medien und auch die Online-Welt stärker zu kontrollieren.

Hongkong wird nie mehr das sein, was es war: ein globales Finanzzentrum und ein Ort des Austauschs für kritische Gelehrte, investigative Journalisten und zivilgesellschaftliches Engagement. Schon jetzt, wenige Tage nach Einführung des Sicherheitsgesetzes, greift die Selbstzensur um sich. Aus Furcht vor Strafverfolgung lösen sich politische Gruppierungen auf, Plakate mit prodemokratischen Slogans werden von den Wänden und Schaufenstern gerissen, Smartphones werden ausgemistet, um nur ja keine Angriffsfläche für die Spitzel und Denunzianten zu bieten. «Ein Land, zwei Systeme», das Rahmenwerk, unter dem Hongkong eigentlich bis zum Jahr 2047 geführt werden sollte, ist am Ende. Und 23 Jahre Widerstand gegen genau solche Einflussnahme aus Peking waren umsonst. Wenn Carrie Lam das Nationale Sicherheitsgesetz nun pflichtschuldig lobt, macht sie sich in ihrer Heimat keine Freunde.

Ihr grösstes Dilemma

Von denen hatte sie zuletzt sowieso immer weniger. Lam ist die erste Frau an der Spitze Hongkongs seit 1997, als die einstige britische Kronkolonie an China zurückfiel. 2017 wurde sie zur Regierungschefin gewählt, mit 777 von 1200 Stimmen – eine Zahl, die einer von Lams Spitznamen wurde. Besonders ruhmreich ist der nicht.

Ihr grösstes Dilemma: Sie muss den Spagat schaffen, es sowohl der Bevölkerung von Hongkong als auch Peking recht zu machen. «Unglücklicherweise habe ich zwei Herren zu dienen, der Zentralregierung und dem Volk von Hongkong», sagte sie einst in einem Gespräch. Und so sei ihr politischer Spielraum «sehr, sehr, sehr eng». Hilflöse Worte einer Politikerin, die sich vor allem durch eines auszeichnet: ihr Fähnlein in den Wind aus Peking zu hängen.

Dabei war Carrie Lam Cheng Yuet-ngor einmal eine populäre Politikerin in Hongkong. Sie ist ein Kind der Stadt, geboren und aufgewachsen in der Lockhart Road im wuseligen Viertel Wan Chai, wo Arbeiter und Seeleute abends die Kneipen bevölkern und wo die Menschen dicht an dicht wohnen, die Hongkongs Wirtschaftskraft mit ihren Händen vorangetrieben haben. Dort, in einer tristen

Hochhauswohnung, ist die Politikerin als viertes von fünf Kindern aufgewachsen. Im St Francis' Canossian College ein paar Strassen weiter ging sie zur Schule, wurde von katholischen Ordensschwwestern streng erzogen.

Diese strikte Schule hat Lam stark geprägt. Sie gilt als fleissig und diszipliniert, als Workaholic, die keine Nacht länger als drei bis vier Stunden schläft. Langjährige Mitarbeiter beschreiben sie als hart gegenüber anderen und vor allem gegen sich selbst. Eine Perfektionistin, die streng mit Untergebenen ins Gericht geht. Unnachgiebig sei sie, herrisch,

Unnachgiebig sei sie, herrisch. Eine Tigermutter, die allein zu wissen vorgibt, was ihre Kinder brauchen.

stur. Eine Karrieristin und gestrenge chinesische «Tigermutter», die vorgibt, allein zu wissen, was ihre «Kinder» brauchen.

«Von Gott gewollt»

Dabei setzt sie die «unartige» Bevölkerung Hongkongs gerne mal ihren eigenen Söhnen gleich. Wenn sie denen «all ihre Launen» hätte durchgehen lassen, würden sie das als Erwachsene gewiss bedauern, hatte Carrie Lam erst vor einem knappen Monat verkündet. Mit den «Launen» meinte sie die verzweifelten, mutigen Strassenproteste ihres Volkes, sein letztes Aufbegehren gegen den Würgegriff Chinas um ihre Heimatstadt. Mit solchen Äusserungen verspielt Carrie Lam sich die letzten Sympathien.

Sie ist eine Beamtin durch und durch. Nach ihrem Abschluss in Sozialwissenschaften an der Universität von Hongkong trat sie 1980 in den öffentlichen Dienst ein und hatte dort zwanzig unterschiedliche Posten inne – jedes Mal ein Stückchen höher auf der Leiter.

2007 gab sie – anders als ihr Mann, der Mathematikprofessor Lam Siu-por, die britische Staatsbürgerschaft auf, um noch höher aufsteigen zu können im neuen Hongkong unter Chinas immer mächtiger werdenden Fuchtel. Damals wurde Lam zur Entwicklungsministerin befördert.

Zehn Jahre später wählte ein von Peking handverlesenes Wahlgremium sie zur vierten Regierungschefin Hongkongs – so funktioniert «ein Land, zwei Systeme» seit 1997. Damit ist sie eine der bestbezahlten Politiker weltweit: Ihre 5,21 Millionen Hongkong-Dollar Jahresgehalt ergeben umgerechnet rund 52 000 Schweizer Franken monatlich.

An jenem 1. Juli 2017 verkündete sie, ihre Wahl sei «von Gott so gewollt». Allerdings hatte China zuvor deutlich gemacht, dass Carrie Lam die Auserwählte der Führung der Kommunistischen Partei sei. Sie ist die mächtigste Frau Hongkongs – von Pekings Gnaden. Lam übernahm ein durch mehrere Krisen gebeutel-

tes Hongkong. Die Sars-Epidemie 2003, die Folgen der weltweiten Finanzkrise, eine wachsende Schere zwischen Arm und Reich: Die kleine Stadt hatte 2017 noch die höchste Millionärsdichte der Welt – doch während die Begüterten in glanzvollen Prachtvillen Champagner trinken und die Mietpreise in die Höhe schiessen, leben und arbeiten Tausende bei gleichbleibenden Löhnen in winzigen Kammern.

Der wachsende Einfluss Chinas und die schwindenden Freiheiten machten den Menschen in Hongkong Angst. 2014 mündeten die Unzufriedenheit und die prodemokratischen Strömungen in der sogenannten Regenschirm-Bewegung – monatelangen Massenprotesten.

In ihrer Antrittsrede am 1. Juli 2017 sprach Carrie Lam von der «tiefen Spaltung» Hongkongs und dass ihre Stadt «eine Menge Frustration angesammelt» habe. Sie versprach, die Risse zu kitteln und den Frust zu lindern. Das ist ihr nicht gelungen. Im Gegenteil: Sie setzte sich nie gegen Peking durch oder stellte sich hinter ihr Volk. Sie verteidigt unliebsame Beschlüsse mit dürren Worten oder handelt in vorauseilendem Gehorsam gegenüber China.

So drückte sie vor einem Jahr ein hochumstrittenes Auslieferungsgesetz durch, das es Hongkong erlauben würde, Verdächtige an die chinesische Justiz zu überstellen. Millionen gingen damals dagegen auf die Strasse, doch Lam hielt stur daran fest. Am Ende kam sie gegen den Volkswiderstand nicht an, musste sich für den Versuch sogar öffentlich entschuldigen – in Chinas Augen eine Demütigung und Niederlage.

Verdunkelte Scheiben zur Welt

Carrie Lam ist längst die unbeliebteste Regierungschefin aller Zeiten in Hongkong. Wenn sie auch für ihre mächtigen Freunde in Peking nutzloser wird, wäre sie auf allen Ebenen gescheitert. Deshalb äussert sie sich nun kaum zum neuen Sicherheitsgesetz.

Hongkong war und ist enorm wichtig für China, politisch wie wirtschaftlich – genau wie es die Zentralschweiz im Spätmittelalter für die Habsburger war. Damals versuchten die Herzöge von Habsburg, das Gebiet ihrer Hausmacht einzuverleiben. Carrie Lam erinnert an den legendären habsburgischen Landvogt Hermann Gessler, der sich für die mächtigen Herren die Region untertan macht, sehr zum Unmut der Bevölkerung.

Die 63-Jährige war nie eine visionäre Politikerin. Sie wollte Karriere machen, und das ist ihr gelungen. Nun aber wird sie in die Geschichte eingehen als Verwalterin des Niedergangs einer einst blühenden, emsigen, querdenkenden und freien Hafenstadt. Chinas Fenster zur Welt hat die Scheiben verdunkelt. Und Carrie Lam schaut zu, mit unbewegtem Gesicht.

Personenkontrolle

Berset, Maurer, Thurnherr, Tobler, Matthiessen, Grossen, Hermann, Blocher, Vogt, Hegglin, Jordan, Straumann, Brélaz, Cassee, Feusi, Harry, Meghan, Trump, West, Biden

Alain Berset, Berufsoptimist, ist zuversichtlich, was die finanzielle Entwicklung der Invalidenversicherung angeht. Auch die Corona-Krise mag die positive Haltung des Sozialministers nicht zu erschüttern. «Die IV wird nach wie vor Überschüsse erzielen können, allerdings nicht schon im kommenden Jahr, sondern ab 2024», teilte Berset's Bundesamt für Sozialversicherungen jüngst mit. Das ist eine mutige Aussage, schreibt doch die IV seit dem Auslaufen der befristeten Mehrwertsteuererhöhung 2018 wiederum Defizite, entgegen allen Vorhersagen. Auch der Schuldenabbau wird auf die lange Bank geschoben: Noch vor kurzem hiess es, die IV stehe 2030 ohne Schulden da. Nun geht der Sozialminister davon aus, dass man den Schuldenberg von aktuell über 10 Milliarden Franken bis 2030 auf 7,7 Milliarden Franken drücken könne. Woher das Geld dazu kommen soll, bleibt ein Geheimnis. Bei SP-Politiker Berset herrscht offenkundig das Prinzip Hoffnung. (fon)

Ueli Maurer, IT-Banause, offenbarte vergangene Woche dem Schweizer Publikum eine Schwäche. Der Vorsteher des Finanzdepartementes, dem auch das Bundesamt für Informatik und Telekommunikation zugeteilt ist, wurde in der Samstags-«Rundschau» von SRF gefragt, ob er die Applikation zur Rückverfolgung von Infektionsketten auch herunterladen werde. Der Finanzminister gab dann zu verstehen, dass er das nicht tun werde, er verstehe nichts davon. Kein Wunder, kommt die Digitalisierungsoffensive beim Bund nicht vom Fleck, wenn der lange Zeit dafür verantwortliche Fachminister nur Bahnhof versteht. Inzwischen betreut dieses Dossier Bundeskanzler Walter Thurnherr (CVP). (hmo)

Christa Tobler, Gourmet, gehörte zu den Gästen am Abschiedsapéro von EU-Botschafter Michael Matthiessen im Von-Wattenwyl-Haus zu Bern. Die Basler Rechtsprofessorin kommentiert die Schweizer Europapolitik seit Jahren auf allen Kanälen, unabhängig und streng wissenschaftlich, versteht sich. Ihr Lieblingsthema ist das Rahmenabkommen, das auch Matthiessen umtreibt. Schweizweit einen Namen gemacht hat er sich im Sommer 2019, als er an einer Podiumsdiskussion vor einem Scheitern der Verhandlungen warnte:



Etwas Druck: GLP-Präsident Grossen.



Lieblingsthema: Rechtsprofessorin Tobler.



Nur Bahnhof: SVP-Bundesrat Maurer.

«Wer nicht am Tisch sitzt, kommt auf die Speisekarte!» Tobler hat sich für den Tisch entschieden. (ebn)

Jürg Grossen, Feminist, ging mit seiner Idee für mehr Gleichstellung im Parlament baden. Der Präsident der Grünliberalen verlangte in einem Vorstoss, die Fraktionen sollten vom Bund nur noch in vollem Umfang entschädigt werden, wenn die jeweiligen Parteien auf ihren Wahllisten eine ausgewogene Vertretung der Geschlechter aufweisen. Es brauche etwas Druck, damit Parteien sich um eine Vertretung beider Geschlechter bemühten und die Parteiarbeit familienfreundlich gestalteten, argumentiert der Berner Oberländer. Die Staatspolitische Kommission lehnte diese Schnapsidee aber deutlich ab. Es könnte sonst noch einer auf die Idee kommen, man solle auch jenen Fraktionen die Bezüge kürzen, die keine solide Vertretung von Glatzköpfen sicherstelle. (hmo)

Michael Hermann, Polit-Schwadronneur, wandelt auf dünnem Eis. In einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* zweifelte der grünliberal



Prinzip Hoffnung: SP-Bundesrat Berset.



Hintenrum: Meghan und Harry.

angehauchte Wissenschaftler und Chef der Forschungsstelle Sotomo am politischen Gespür von SVP-Vordenker Christoph Blocher. Dieser habe längst nicht alle seine Volksinitiativen zum Fliegen gebracht, er denke da etwa an «Schweizer Recht statt fremde Richter». Abgesehen davon, dass die Idee nicht von Blocher, sondern von Rechtsprofessor und SVP-Nationalrat Hans-Ueli Vogt stammte – was muss man erst über das politische Feingefühl der von Hermann unterstützten GLP-Vertreter denken? Mit ihrer bisher einzigen Initiative, «Energie- statt Mehrwertsteuer», hat die Partei 2015 eine Pleite von historischem Ausmass erlebt. Mit 92 Prozent Nein-Stimmen wurde dieses Volksbegehren, gelinde gesagt, deutlicher als deutlich abgelehnt. (hmo)

Peter Hegglin, geistreicher Zuger, lud die finanzpolitischen Kommissionen von National- und Ständerat zum traditionellen finanzpolitischen Seminar. Und zwar, wie es der Brauch ist, in den Heimatkanton des Gastgebers, in diesem Fall Zug. Wie könnte es auch anders sein, stand die finanzpolitische Bewältigung der Corona-

Krise auf der Agenda. SNB-Präsident **Thomas Jordan** referierte über die Auswirkungen für die Geldpolitik, Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP) liess in die Staatskasse blicken (es werden wohl weniger Corona-Kredite beansprucht, als anfänglich gedacht), und Wirtschaftshistoriker **Tobias Straumann** stellte die Corona-Wirtschaftskrise in einen historischen Zusammenhang: weniger schlimm als die Grosse Depression in den 1930ern, aber doch schlimmer als die Finanzkrise nach 2008. Zum Abschluss hatte Organisator Hegglin (CVP) ein Essen in der Mensa der Kantonsschule organisiert. Anders als sonst an diesem Ort üblich, wurde am Ende eine Flasche klaren Zuger Kirschs herumgereicht für jene Parlamentarier, denen das Corona-Thema zu sehr das Gemüt getrübt hatte. Dankbar griff beispielsweise **Daniel Brélaz** (Grüne) zu. (fsc)

Tom Cassee, Leserbrief-General, trommelt seine Schreibtruppen zusammen für die Abstimmung über die Konzernverantwortungsinitiative Ende November. So erschien am Dienstag ein Artikel in verschiedenen Zeitungen der TX Group, darunter im *Tages-Anzeiger*. Darin ist zu lesen, dass «die Regeln im Ausland unterschiedlich weit gehen». Umgehend verschickte Cassee, Kampagnenleiter der Initianten, ein E-Mail an seine Unterstützer mit dem Aufruf, Leserbriefe zu schreiben. Aber Achtung: «Pro E-Mail jeweils nur eine Zeitung anschreiben.» Wichtig sei auch «eine gewisse Koordination unter den SchreiberInnen: Die gleiche Zeitung sollte nicht den genau gleichen Brief mehrmals erhalten.» Offenbar fürchten die Initiatoren um die Unterstützung der *Tagi*-Leser, nachdem Journalist **Dominik Feusi** vor einigen Wochen brisante Informationen über das Innenleben ihrer Kampagne publiziert hatte. (fsc)

Harry und Meghan, eingetragenes Warenzeichen, sind Opfer schlechter Gewohnheiten der *Sun* geworden. Wie der Medienblog «Byline Investigates» berichtet, hat das britische Boulevardblatt Angehörige von Hofangestellten bestochen, um an Informationen über den Herzog und die Herzogin von Sussex zu gelangen. Nachdem sie wegen solcher Machenschaften schon einmal einen teuren Prozess verloren hatten, wollten sich die Blattmacher eigentlich bessern. (ky)

Donald Trump, musikalischer Traditionalist, könnte sich über eine Präsidentschaftskandidatur von **Kanye West** eher freuen als ärgern. Obwohl der schwarze Rapper Republikaner ist wie der Präsident, läuten vor allem im Lager des demokratischen Rivalen **Joe Biden** die Alarmglocken. Denn der Musiker könnte ihm die Stimmen der Schwarzen abspenstig machen, die Biden im Stil eines Südstaaten-Plantagenbesitzers als sein Recht eingefordert hatte. (ky)

Nachruf



Kunst der Filmmusik: Komponist Morricone.

Ennio Morricone (1928 – 2020) — Er habe, sagte er mal, nachgerechnet, «dass diese Sparte innerhalb meines gesamten Filmschaffens gerade mal achteinhalb Prozent ausmacht». Mit «dieser Sparte» meinte er jene Filmmusik, die ihn nicht nur unsterblich machte, sondern zu jenem Avantgardisten werden liess, der mit seiner Sound-Kunst die Filme überragte, für die er sie schuf. Es waren ja nicht nur die E-Gitarre mit dem sägenden Ton und die schräge Mundharmonika, mit der er ein komplettes Genre prägte, er sorgte auch für die richtig eingesetzten Geräusche: Der Italo-Western wurde dank ihm mit den sehnsuchtsvoll flirrenden Klängen,

die sich in die Zuschauer hineinsaugten und ihre Emotionen in turbulente Höhen jagten, zu einer grandiosen komischen Oper der Leinwand und bewies, dass man im Kino nur sieht, was man hört. Ennio Morricone, in Rom geboren, schrieb für über 500 Filme die Musik und löste sich von dem lange in Hollywood üblichen «Underscoring». Für ihn war sie die Elektrifizierung des Bildes. Im Kultfilm aller Italo-Western, «Once Upon a Time in the West» (1968), inszenierte Regisseur Sergio Leone ganze Passagen nach Morricones Musik und Sound. In «Le clan des Siciliens» (1969) mischte er Klassik (Bach) mit sizilianischer Volksmusik und schuf eine regelrechte Oper. Viermal war er für den Oscar nominiert und bekam ihn im Alter von 87 Jahren für Quentin Tarantinos «The Hateful Eight».

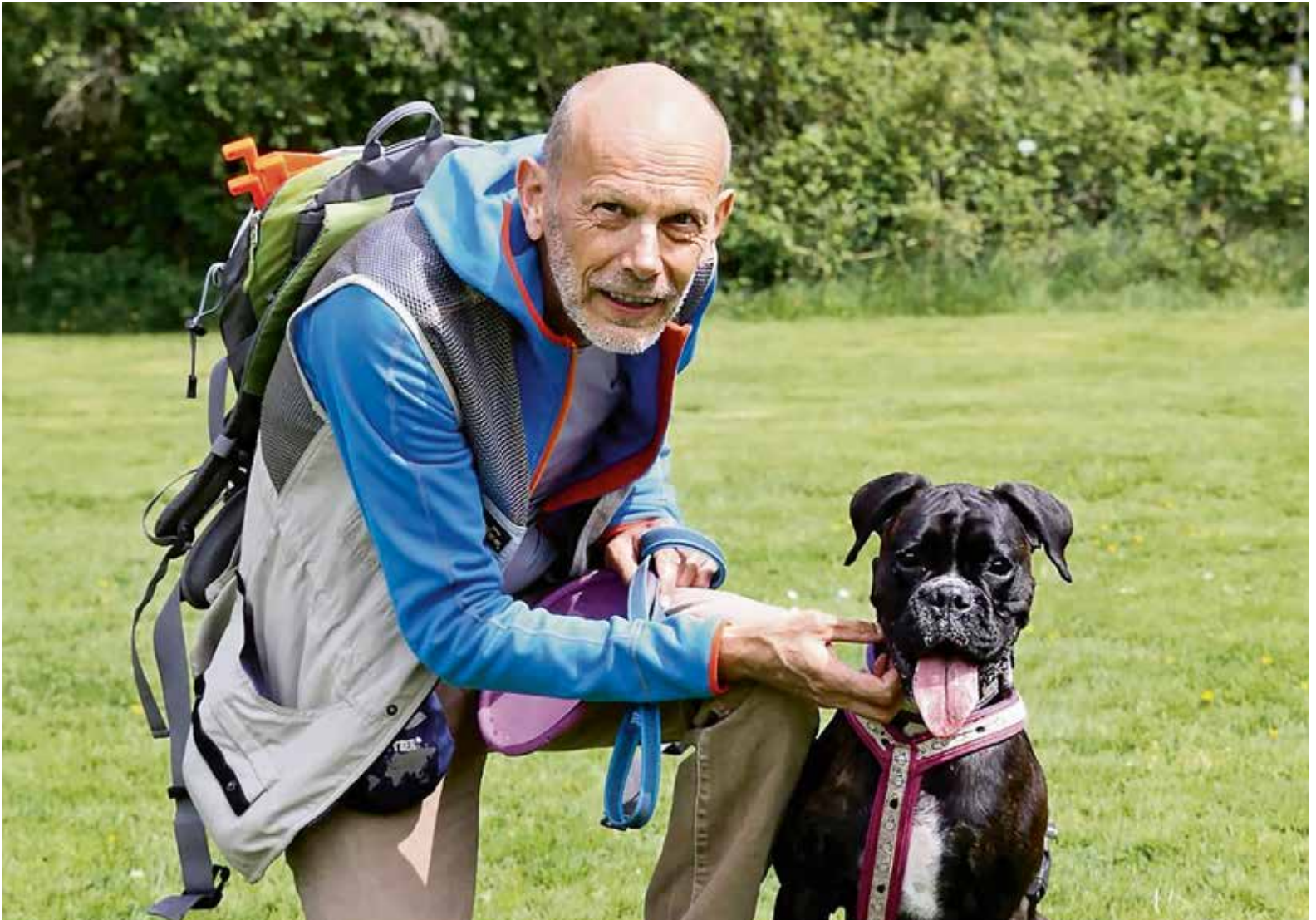
Die Kunst der Soundtracks und der Filmmusik gehörten aber nicht zu seinen einzigen Aktivitäten. Er begann Ende der vierziger Jahre als Radio- und Theaterkomponist und gehörte zu den experimentellen Komponisten (in Darmstadt war er bei den Internationalen Ferienkursen für Neue Musik zu Gast). 1961 komponierte er seine erste Filmmusik («Il federale»), ab 1964 mit Sergio Leone (mit dem er in derselben Schulklasse war). Mit zahlreichen Cineasten entwickelte sich eine kreative Zusammenarbeit. Dass er zugleich viele Tourneen absolvierte, Kammermusiken schrieb, dirigierte und unermüdlich musikalisch experimentierte, blieb im Schatten seines musikalischen Monuments: der grossartigen Italo-Western-Musik. *Wolfram Knorr*

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.





Panikresistenter, stoischer Charakter: «Mister Corona» Koch mit Boxerhündin Akira.

Krisen

Bringt uns Koch zurück

Von Alex Baur — Mit dem Sommer hat sich das Covid-19-Fieber erwartungsgemäss verkrümelnt. Nun geht die Panik um eine zweite Welle erst recht los. Es fehlt die beruhigende Stimme von Daniel Koch. Der Mann erweist sich im Rückblick als Glücksfall für die Schweiz.

Hätten wir doch auf den alten Mann gehört. Zugegeben, er ist nicht mehr so sexy, junge Gesichter verkaufen besser. Doch keine Studie der Welt ersetzt die Lebenserfahrung von Helmut Hubacher. «Daniel Koch lässt uns alleine zurück», warnte der 94-jährige Politfuchs in seiner *Basler Zeitung*-Kolumne Ende Mai. Wie recht Hubacher doch hatte. Medizinisch mag die Corona-Krise für Europa vorderhand überstanden sein (anders als auf der Südhalbkugel, wo die Virensaison erst beginnt). Doch in den Köpfen und vor allem in den Medien geht das Chaos erst recht los.

Obwohl gemäss den Erhebungen des BAG seit bereits zwei Monaten konstant nur noch ganz vereinzelt Hospitalisierungen und Todesfälle mit dem Coronavirus in Zusammenhang gebracht werden können, wird eine

zweite Welle buchstäblich herbeigeschrieben. Vorübergehend stieg die Zahl der täglichen Neuinfektionen Anfang letzter Woche zwar tatsächlich wieder auf über hundert, was sich allerdings einfach erklären lässt: Weil mehr getestet wurde, stieg auch die Zahl der Positiv-

Sogar die WHO warnte vor Panik und bestätigt: Es gibt zurzeit keine zweite Welle. Vergeblich.

resultate, und zwar exakt im gleichen Mass. Doch angesteckt heisst, wie wir mittlerweile wissen sollten, nicht unbedingt krank und krank noch lange nicht tot. Sogar die Weltgesundheitsorganisation (WHO) warnte vor Panikmache und bestätigt: Es gibt zurzeit

keine zweite Welle. Vergeblich. Die Nachrichten der WHO sind für die meisten Journalisten nur von Interesse, wenn sie alarmieren.

Kolossale Fehlprognosen

Computer-Prognostiker wie die Biologen Christian Althaus (Universität Bern) und Marcel Salathé (Lausanne) haben die Deutungs-hoheit bei der Task-Force in Bern an sich gerissen. Dass es dieselben Leute sind, die mit ihren apokalyptischen Prophezeiungen am Anfang der Pandemie (22 000 bis zu 30 000 Tote, Höhepunkt im Juli) spektakulär falsch lagen, scheint längst vergessen. Die kolossalen Fehlprognosen lassen sich auch mit dem Shutdown nicht erklären, der in der Schweiz zu einem Zeitpunkt verhängt wurde, als die Infektionsrate bereits am Sinken war. Selbst in

Schweden, wo man auf Zwangsmassnahmen verzichtete, nahm die Seuche keinen auch nur annähernd so dramatischen Verlauf. Daran wird auch die Maskenpflicht im ÖV nichts ändern, die in der Schweiz sinnigerweise nicht am Anfang, sondern am Ende der Corona-Welle nun doch noch verhängt wird (glaubt man den jüngsten Zahlen, zeitigte auch diese Massnahme Wirkung, bevor sie in Kraft gesetzt wurde).

Als der Bundesrat am 15. März den Shutdown verfügte, überwog das Misstrauen allenthalben. Den Lateinern gingen die Massnahmen tendenziell viel zu wenig weit, den Deutschschweizern zu weit. Dass man sich trotzdem zusammenraufte, ist vor allem einem zu verdanken: Daniel Koch, Leiter der «Abteilung übertragbare Krankheiten» beim BAG. Koch erweist sich im Rückblick als Glücksfall für die Schweiz. Das hat nicht nur damit zu tun, dass er als einer der wenigen, die in der Covid-19-Kakophonie mitredeten, dank jahrzehntelanger praktischer Erfahrung wirklich eine Ahnung von der Materie hat. Er hatte auch begriffen, dass die Psychologie eine entscheidende Rolle spielt. Und er verfügt über einen panikresistenten, stoischen Charakter.

Letzteres mag mit der Biografie des 65-jährigen Oberwallisers zu tun haben. Sie lehrte ihn von klein auf, dass es Fatalitäten und Zufälle gibt im Leben, die mächtiger sind als jede Wissenschaft. Im Alter von sechs Jahren verlor er seine Eltern. Beide waren Mediziner in Visp, beide starben sie im selben Jahr an Krankheiten (Krebs, akute Hepatitis), die nichts miteinander zu tun hatten. Mit seinen zwei Brüdern wuchs Koch zuerst bei Pflegeeltern in Brig auf, als Teenager zog er zu seiner Grossmutter nach Biel. Danach studierte er in Bern Medizin.

Prägend waren sicher auch die Jahre zwischen 1988 und 2002 im Dienst des IKRK. Daniel Koch war bei den Konflikten, die damals in Krisenländern wie Sierra Leone, Ruanda oder Peru unsägliches Leid hinterliessen, sehr nahe dran. In der praktischen Erfahrung lernte er, dass Armut und soziale Verwahrlosung ebenso tödlich wirken können wie Kriege oder Seuchen – und dass es in der Not das Allerwichtigste ist, kühlen Kopf zu bewahren und pragmatisch zu handeln.

Nachdem er sein spezifisches Wissen mit einem Nachdiplomstudium an der renommierten Johns-Hopkins-Universität in Baltimore gefestigt hatte, heuerte er 2002 bei der Abteilung «Übertragbare Krankheiten» des BAG in Bern an. Kaum im Amt, stand die erste Bewährungsprobe an: In China war die (vermeintliche) Pandemie mit dem Coronavirus Sars ausgebrochen. Der Bundesrat schloss damals kurzerhand alle Aussteller aus Fernost und deren Mitarbeiter von der Uhren- und Schmuckmesse Baselworld aus, was sich postum als nutzlose Überreaktion mit erheblichen Kolla-

teralschäden erwies. Koch sass auch im Krisenstab, als die Vogelgrippe (2005/06) und die Schweinegrippe (2009/10) die Endzeitpropheten rund um den Erdball in Ekstase versetzte.

Wollte sich keiner die Finger verbrennen?

Bis zum letzten Februar war Daniel Koch ein Beamter im Berner Apparat, der keine grossen Karrieresprünge vollbracht hatte, in der Öffentlichkeit völlig unbekannt war und nun kurz vor seiner Pensionierung stand. Dass er plötzlich zum Gesicht des BAG mutierte, hat vor allem damit zu tun, dass in der obersten Amtsleitung unter dem Juristen Pascal Strupler von der Theologin (Andrea Arz de Falco) über den Literaturwissenschaftler (Gregor Lüthy) bis zur Politologin (Barbara Thévoz Lagast) alle möglichen Fachrichtungen vertreten sind, nur kaum ein Mediziner und erst recht kein Epidemiologe. Gut möglich, dass

Die Schliessung der Kitas, Schulen und Kindergärten war demnach überflüssig

man den knorrigen Fast-Ruheständler Koch in der heiklen Lage vorschickte, weil sich kein anderer die Finger verbrennen wollte.

Wie gut oder schlecht die Schweiz objektiv auf die Corona-Welle reagierte, werden die Historiker dereinst beurteilen. Der politische Druck und der Einfluss aus dem angrenzenden Ausland schränkten den Spielraum enorm ein. Im Tessin und in Genf, wo man viel härtere Massnahmen forderte, wurde Koch anfänglich als «Uncle Fester» verspottet (eine Figur aus der TV-Serie «Addams Family», die optisch gewisse Ähnlichkeiten aufweist). Mit seinem schlabbrigen Anzug und dem Rucksack wirkte er wie aus einer anderen Zeit. Seine Statements sind vom staubigen Charme einer SBB-Durchsage, wobei er sich nicht die geringste Mühe gibt, seinen Berner Akzent zu vertuschen (obwohl er auch einen astreinen Walliser Dialekt beherrscht).

Lob der Unterlassung

Es ist gerade diese unpräzise Aura eines etwas starrköpfigen, aber unbestechlichen Alpöhi, die ihm eine enorme Glaubwürdigkeit verschafft. Koch hält sich bei seinen Auftritten strikt an die föderalen Gepflogenheiten («Madame la Présidente, Monsieur le Conseiller fédéral»). Trotzdem kam er nie als Funktionär rüber, dessen wichtigste Lebensaufgabe darin besteht, sich gegen alle Seiten abzusichern, um ja nie einen Fehler eingestehen zu müssen. Gleich einem Felsen stand er in der Brandung der allgemeinen Verunsicherung, stets darauf bedacht, die Ruhe und das Gleichgewicht zu wahren. Behördliche Gebote und Verbote sind ihm offenkundig zuwider, was seinen Empfehlungen hohes Gewicht verlieh.

Kochs grösste Verdienste während der Krise waren vielleicht seine Unterlassungen. Als in den benachbarten Ländern allenthalben die Gesichtsmasken hochgezogen wurden, blieb Koch stur auf seinem Kurs: Der ungewisse und symbolische Nutzen der Gesichtsverhüllung steht in keinem Verhältnis zum Aufwand. Die Masken sollten gezielt dort eingesetzt werden, wo sie wirklich etwas bringen. Die ernüchternden Erfahrungen aus Italien, Spanien und Lateinamerika, wo bereits Anfang März radikal eine allgemeine Maskenpflicht dekretiert wurde, sollten ihm recht geben. Ebenso verzichtete die Schweiz auf Ausgangssperren, wie sie etwa der Zürcher Medizinprofessor Adriano Aguzzi unter Androhung von 60 000 Toten forderte.

Anders als seine Gegenspieler orientierte sich Koch nicht an abstrakten Computermodellen, die immer nur so gut oder so schlecht sind wie die unsicheren Parameter, die man einspeist. Stattdessen hielt er sich an die ganz konkreten Erfahrungen mit Virus-Pandemien in der Vergangenheit. Und wo er sich geirrt hatte, räumte er dies ein. Koch selbst trat mit der verstörenden Erkenntnis an die Öffentlichkeit, dass Kinder vom Coronavirus nicht bedroht sind und dieses auch kaum weitergeben. Die Schliessung der Kitas, Schulen und Kindergärten war demnach überflüssig. Die Grosseltern durften ihre Enkel getrost wieder umarmen. Es war der Anfang vom Ende des Shutdowns.

Koch-Statue in Altdorf

Als Daniel Koch wenig später, am 1. Juni, seine Karriere mit dem legendären Sprung in die Aare beendete und in Pension ging, war das für viele Schweizer der symbolträchtige Schlusspunkt der Pandemie. Koch war längst eine Kultfigur. In Bern wurden T-Shirts mit seinen träfen Sprüchen («Die Aare ist wieder bebadbar») gedruckt, in Altdorf fertigte ein Künstler eine Koch-Statue an, ein Buch über die Weisheiten von «Mister Corona» ist auf Ende August angekündigt.

Es dürfte das gefährlichste Podest sein, auf das sich Daniel Koch je begeben hat. Gemäss einem journalistischen Naturgesetz steigt das Bedürfnis, eine Ikone vom Sockel zu stürzen, exponentiell mit der Fallhöhe. Die Kritik an «Mister Corona» liess denn auch nicht lange auf sich warten. All die Propheten der Apokalypse sinnen auf Rache für die erlittene Demütigung. Mit einem publizistischen Trommelfeuer geisseln Christian Althaus und Marcel Salathé die angeblich viel zu freizügige Politik des Bundes in unprofessoraler Penetranz. Für sie hat die Schlacht um Corona erst angefangen. Doch beim BAG sitzt mittlerweile kein Alpöhi mehr, der die Panikattacken mit stoischer Gleichmut an sich abprallen lässt. Nicht das Ende des Shutdowns war verfrüht, Kochs Abgang dagegen schon.

Gedächtnisverlust? Charaktermangel!

Von Christoph Mörgeli

Was Blocher verlangt, ist unverschämt», betitelte Iwan Städler am Samstag seinen Kommentar im *Tages-Anzeiger*. Mit Schaum vor dem Mund erklärte besagter Journalist Städler: «Es geht nicht an, rückwirkend etwas zu fordern, auf das man verzichtet hat.» Er meinte damit den Verzicht, den Christoph Blocher angeblich auf die ihm zustehende Bundesratsrente geleistet habe.

Verzicht? Derselbe famose Journalist Iwan Städler hat am 12. Januar 2008 ein Interview mit Christoph Blocher im *Tages-Anzeiger* veröffentlicht. Und ihn einen Monat nach der Abwahl gefragt, ob er auf seine Bundesratsrente verzichten werde. Blochers Antwort: «Ich beziehe jetzt keine Rente.» Die Sache hänge nämlich davon ab, wie hoch sein Arbeitseinkommen sei. Und weiter wörtlich: «Ich werde aber nicht auf meinen Rechtsanspruch verzichten.» Alles nachzulesen bei Iwan Städler, anno 2008. Derselbe, der jetzt einen Artikel über Blochers angeblichen Rentenverzicht schreibt. Gedächtnisverlust? Wohl eher Charaktermangel.

Ein Prachtexemplar von einem Politologen ist Michael Hermann. Er kommentiert im *Tages-Anzeiger* ohne jede Prüfung des Sachverhalts den Christoph Blocher angedichteten Verzicht so: «Das Empörende ist aber, dass er aus seinem Rentenverzicht dreizehn Jahre lang Kapital geschlagen hat. Der Verzicht hatte einen grossen symbolischen Wert – er konnte sich damit moralisch über andere Politikerinnen und Politiker stellen und sie anprangern.» In Wahrheit hat Blocher am 2. März 2008 in der Zeitung *Sonntag* auf die Frage nach seinem Rentengeld gesagt: «Wenn ich es nicht beziehe, dann geben sie den Chlotz in Bern für Dümmeres aus.»

Zum Glück hat Christoph Blocher während der Corona-Krise gemerkt, wie irr- und unsinnig Bundesrat und Parlament die Steuermilliarden in die jeweils nächste Pfütze werfen. Zum Beispiel für Kitas, Kulturschaffende, SRG und Mediensubventionen. Der Betrag, den Blocher jetzt vom Staat zurückfordert, ist jedenfalls besser investiert – gegen die EU-Anpasser und für die Schweizer Unabhängigkeit. Journalist Städler wollte 2008 wissen, ob er seine Rente für Abstimmungskampagnen einsetze. Blochers Antwort: «Ich glaube, das wird nicht reichen.» Eine gute Politik für unsere Heimat war und ist ihm zwanzig Mal mehr wert als seine Rente. Auch in Franken und Rappen gerechnet.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Die prallen Euter endlich melken

Von Peter Bodenmann — Die Nationalbank ist die heilige Kuh der Schweizerinnen und Schweizer. Von rechts bis links.



Jordan investiert 20 Prozent in Amazon, Apple und Co. statt in den ökologischen Umbau der Schweiz.

Christoph Blocher erhebt rückwirkend Anspruch auf seine Bundesratsrente. Für Politgeograf Michael Hermann bedeutet dies: Blocher hat die Kündigungsinitiative abgeschrieben. Sonst hätte er zugewartet.

Der Bundesrat hat diesen Anspruch entgegen allen Erwartungen akzeptiert. Und schiebt den Fall der Finanzdelegation zu. Diese will die Angelegenheit vertieft prüfen. Wird sie den Ball bis nach der September-Abstimmung hin und her schieben? So viel Schlitzohrigkeit ist den Damen und Herren Peter Hegglin, Jean-Paul Gschwind, Eva Herzog und Ursula Schneider Schüttel nicht zuzutrauen.

Bisher forderte die Linke immer wieder vergebens, dass die CEOs von SBB, Post und Swisscom nicht mehr verdienen dürfen als Bundesrätinnen und Bundesräte. Tun sie auch gar nicht, weil der grössere Teil der Löhne von Bundesrätinnen und Bundesräten in Form von Renten anfällt, für die sie gar nie einbezahlt haben. Pro Jahr Arbeit gibt es 1,3 Millionen Franken Lohn. Resultat: Die Summe der Renten ist doppelt so hoch wie Summe der Löhne.

Verglichen mit dem Vermögen, das die Schweizerische Nationalbank angehäuft hat, sind das alles nur Peanuts, Erdnüsschen. Es beträgt derzeit 800 Milliarden Franken und somit 36000 Mal mehr, als Christoph Blocher rückwirkend geltend macht. Weltweit glaubt bald niemand mehr, dass Finanzpolitik und Wäh-

rungspolitik nichts miteinander zu tun haben. Japan hat bezogen auf das BIP acht Mal mehr Schulden als die Schweiz. In Grossbritannien macht Boris Johnson aus dem Sparkurs von Margaret Thatcher Gurkensalat. Neu gilt: erstens bauen, bauen, bauen. Zweitens Schulden machen, Schulden machen, Schulden machen. Und Donald Trump greift, um seine Wiederwahl zu sichern, sogar zum Helikoptergeld.

Das System ist überall das Gleiche: Die Nationalbanken drucken Geld. Sie leihen dieses direkt oder indirekt zu Nullzinsen dem Staat, der einen Absturz der realen Wirtschaft verhindert. Im Interesse der Aktionäre und im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit.

Gerade die Rechtspopulisten machen jetzt, was ihnen die linken Theoretiker der Modern Money Theory seit Jahr und Tag schon vorgeschlagen haben.

Die Ausgangslage in der Schweiz ist einmalig: Die Nationalbank hat – wegen der Aufhebung des Mindestkurses – das Geld bereits gedruckt. Sie besitzt vier Mal so viele Aktien, wie die Bewältigung der Corona-Krise bisher den Staat kostet.

Ueli Maurer müsste bei Donald Trump und Boris Johnson in die Lehre gehen. «Chume nid drus» geht hier gar nicht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Blinde Macht

Von Kurt W. Zimmermann — Der Presserat wählt die linke Journalistin Susan Boos zur neuen Präsidentin. Es ist ein Schuss ins Knie.

Wenn eine Wahl eine Machtdemonstration ist, dann ist es keine besonnene Wahl. So war es soeben bei Susan Boos.

Susan Boos wurde letzte Woche zur neuen Präsidentin des Presserats gewählt. Boos ist die frühere Chefredaktorin der rot-grünen *Wochenzeitung* (*Woz*) und arbeitet auch heute noch für das Blatt. Sie steht ideologisch links aussen.

Boos war aus politischen Gründen darum umstritten. Der Verlegerverband, der im Presserat einsitzt, sprach sich für Gegenkandidatin Nadine Jürgensen aus, die frühere Inland-Redaktorin der *NZZ*. Auch der Klub der Schweizer Chefredaktoren hatte Vorbehalte und enthielt sich bei der Wahl der Stimme.

Das aber spielte keine Rolle. Denn der Presserat ist faktisch ein Gewerkschaftsorgan. Die drei Mediengewerkschaften Syndicom, Impressum und SSM haben im Stiftungsrat die Stimmenmehrheit. Sie wählten darum die langjährige Syndicom-Gewerkschafterin Susan Boos problemlos zur neuen Präsidentin.

Das war kein kluger Entscheid. Er verschärft das Problem des Presserats, der heute schon wegen seiner politischen Schlagseite eine brüchige Akzeptanz in der Medienbranche hat.

Grundsätzlich ist die Idee des Presserats eine gute Sache. Er ist ein Organ der Selbstregulierung, das die Standesregeln der journalistischen Fairness überwacht. Das ist schon mal viel besser als eine staatliche Aufsichtsbehörde der Presse, von der manche Politiker träumen.

Jedermann kann denn beim Presserat eine Beschwerde einreichen, wenn er sich von einer Redaktion schlecht behandelt fühlt. In den meisten Fällen geht es um den journalistischen Alltag, also darum, dass Journalisten Informationen unterschlagen, Zitate manipulieren, Quellen verfälschen und das Recht auf Gehör verweigern.

Das Problem ist die politische Zusammensetzung des Rats. Das hat historische Gründe, ist aber dennoch ein Witz. Es ist mehr als skurril, dass die einzige Kontrollinstanz der privatwirtschaftlichen Medien ausgerechnet ein linkes Gewerkschaftsorgan ist. Manche bürgerlichen Blätter weigern sich darum, ein Urteil des Presserats abzudrucken, wenn sie von ihm eine Rüge einfangen. Sie vermuten dahinter eine politische Motivation.

Dem Presserat waren solche Vorbehalte durchaus bewusst. Als letzte Präsidenten wählte man darum stets liberale Köpfe wie Dominique von Burg und Peter Studer, die



Ideologisches Signal: Präsidentin Boos.

vormaligen Chefredaktoren von *Tribune de Genève* und Schweizer Fernsehen.

Mit der Nachfolgerin Susan Boos ändert sich das. Boos hat in ihren 35 Jahren als Journalistin ausschliesslich für die frühere sozialdemokratische *Arbeiterzeitung* (*AZ*) und die links-alternative *Wochenzeitung* gearbeitet. Als Präsidentin ist sie damit ein klares ideologisches Signal.

Politisches Misstrauen

Mit der Person Boos hat das nichts zu tun. Ich kenne sie, und ich würde ihre persönliche Integrität nie in Frage stellen. Ich glaube ihr auch, wenn sie sagt, sie sei «dem Journalismus und der Fairness verpflichtet – und sonst niemandem».

Nur, darum geht es nicht. Dem Presserat schlägt seit langem schon politisches Misstrauen entgegen. Mit der neuen Präsidentin macht er es seinen Skeptikern noch leichter. Wenn künftig etwa der Presserat, was er gerne tut, die zu wenig deutliche Trennung von Werbung und redaktionellem Teil kritisiert, dann haben die Verlagshäuser nun ein noch einfacheres Argument auf der Hand. «Wir lassen uns von diesem linken Haufen doch nicht ins Geschäft dreinreden», werden sie sagen.

Die Wahl von Susan Boos war eine gewerkschaftliche Machtdemonstration. Aber manchmal macht Macht blind.

Nichts gelernt

Von Henryk M. Broder —
Je grösser der Bundestag...

Was haben der Bundestag und das Weltall gemeinsam? Beide expandieren, der Bundestag noch schneller als das Weltall. Die «gesetzliche Mindestzahl» der Abgeordneten liegt bei 598. Die Hälfte wird direkt gewählt, die andere kommt über «Landeslisten» ins Hohe Haus, entsprechend dem Stimmenanteil der Parteien. Die Kombination aus Mehrheits- und Verhältniswahlrecht hat sich im Prinzip bewährt, nur wurde das Wahlrecht seit dem «Beitritt» der DDR zur BRD vor dreissig Jahren mehrfach geändert, was dazu führte, dass inzwischen 709 Abgeordnete das Volk vertreten. (Das Prozedere genauer zu erklären, würde den Rahmen dieser Kolumne sprengen.)



Das Bundesverfassungsgericht hat vor genau acht Jahren, am 25. Juli 2012, einer Klage von 214 Abgeordneten und 3063 Bürgern stattgegeben, das geltende Wahlrecht für verfassungswidrig erklärt und dem Bundestag aufgetragen, das Wahlgesetz bis zur Bundestagswahl im Oktober 2013 zu ändern. Was ist aus diesem Auftrag geworden? Nichts. Genauer: Gar nichts.

Als sich das Parlament am 3. Juli in die Sommerpause begab, blieb ein Gesetzesentwurf unerledigt liegen, den die FDP, die Grünen und die Linken schon vor Monaten vorgelegt hatten: die Reform des Bundeswahlgesetzes.

Auf den Weg gebracht wurde ein eilig zusammengeschnürtes «Konjunkturpaket» über 218 Milliarden Euro, nachdem im März bereits 156 Milliarden bewilligt worden waren, um die Wirtschaft vor einer Rezession zu bewahren. Macht zusammen 374 Milliarden Euro, 14 Milliarden mehr als der Bundeshaushalt für das Jahr 2020 ausmacht. Von einer «schwarzen Null» redet niemand mehr.

Angesichts solcher Zahlen scheint es unwichtig, wie viele Abgeordnete im nächsten Bundestag sitzen werden, 710 oder 820 oder 1000. Allerdings: Je grösser der Bundestag wird, umso uneffektiver wird er. Schon jetzt müssen Ausschüsse und Arbeitskreise kreierte werden, damit jeder Abgeordnete etwas zu tun hat. Zwar gibt es einen Konsens darüber, dass der Bundestag verkleinert werden muss, aber kein Abgeordneter will den Platz an der Tafelrunde freiwillig aufgeben. Viele sind Berufspolitiker oder haben, wie die Vizepräsidentin des Hohen Hauses, Claudia Roth, nichts gelernt, mit dem sich ein Einkommen generieren liesse.



Thiel

Dimensionen

Von *Andreas Thiel*

Oberbuchhalter: Wer hat diese Geschichte mit dem Killervirus erfunden?

Gesundheitsvorsteher: Keine Ahnung. Aber sie ist gut, nicht?

Oberbuchhalter: Die Kosten der bundesrätlichen Massnahmen sprengen bald die 100-Milliarden-Grenze.

Justizdirektorin: Na und? 100 Milliarden sind eine abstrakte Zahl, die gar niemand so richtig zu erfassen vermag.

Oberbuchhalter: Na ja, mit 100 Milliarden Franken könnte man zum Beispiel 20 Millionen Schiffscontainer kaufen.

Justizdirektorin: Was will einer mit 20 Millionen Schiffscontainern?

Oberbuchhalter: Damit könnte man zum Beispiel eine Mauer zwischen den USA und Mexiko bauen, die doppelt so hoch wäre wie die Mauer von Donald Trump.

Grenzwachtkommandant: Donnerwetter!

Oberbuchhalter: Mit 100 Milliarden Franken könnte die Schweiz auch 17 nukleargetriebene Flugzeugträger der Nimitz-Klasse kaufen und wäre damit auf einen Schlag die mit Abstand grösste Seemacht der Welt.

Armeechef: Wozu stimmen wir da noch über ein paar Kampfflugzeuge ab?

Oberbuchhalter: Oder man könnte 200 Millionen Tonnen Salz kaufen.

Justizdirektorin: Was will die Schweiz mit 200 Millionen Tonnen Salz?

Oberbuchhalter: Wenn wir diese 200 Millionen Tonnen Salz Rhein und Rhone beimischen, weisen bald alle Gewässer zwischen Nordsee und Mittelmeer das Salzgehalt des Toten Meers auf, womit beim Baden niemand mehr ertrinken könnte.

Gesundheitsvorsteher: Donnerwetter!

Justizdirektorin: Und was hat der Bundesrat mit diesen 100 Milliarden Franken genau gemacht?

Oberbuchhalter: Nichts. Er hat es geschafft, 100 Milliarden Franken innert drei Monaten einfach so auszugeben, ohne einen Plan.

Grenzwachtkommandant: Donnerwetter!

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Leserbriefe

«In einer Position, die eine moralische Führung verkörpert, darf man sich solche Dummheiten einfach nicht leisten.» *Verena Guran-Fierz*

Ehrgeizige Feinde

Nr. 27 – «Offene Rechnungen»; Christoph Mörgeli über den Fall Locher

Pfarrer Locher hat, leider, das 11. Gebot verletzt: «Du sollst dich nicht erwischen lassen.» Hält man Privates und Berufliches nicht diskret auseinander, bleibt immer eine Möglichkeit für ehrgeizige Feinde, die Verwicklungen auszunützen. Es gibt doch noch andere Frauen als kirchliche, ach so fromme Mitarbeiterinnen. Die zwei (!) Damen haben sich wohl auch gesonnt in der Zuneigung des attraktiven Meisters als dessen Favoritinnen. Nach zehn Jahren ihre eigenen Verfehlungen als Waffe zu benützen, ist schäbig. Es gibt viele Leute, die zur Busse ins Kloster verschwinden sollten, sicher etliche Bundesräte, aber in einer Position, die nolens volens zu Recht oder Unrecht eine moralische Führung verkörpert, darf man sich solche Dummheiten einfach nicht leisten. *Verena Guran-Fierz, Zumikon*

Da hatte eine erwachsene Frau, vor über acht Jahren, über längere Zeit ein Verhältnis mit Gottfried Locher. Und nun kommt es ihr plötzlich in den Sinn, dass sie damals gar keinen Sex mit dem Mann wollte und tritt in infamer Art und Weise an die Öffentlichkeit. Bei diesem Schmierentheater kommt mir nur etwas in den Sinn: Willkür. *Fritz Simon, Kaiseraugst*

Realitätsverweigerung

Nr. 27 – «Chemotherapie»; Editorial von Roger Köppel

Neue Kampffjets sind ein Luxusspielzeug für die Schweizer Armee angesichts völlig neuer Bedrohungsszenarien wie der (erneut aufblackernden) Corona-Pandemie. Die Schweiz kann sich diese Flieger schlicht nicht leisten in Folge der Milliardenausgaben des Bundes für die notleidende Wirtschaft. Diverse Artikel in der *Weltwoche* verharmlosen die Corona-Pandemie, was einer eklatanten Rücksichtslosigkeit gegenüber den Pandemieopfern und deren Angehörigen gleichkommt. Realitätsverweigerung war noch nie ein guter Ratgeber. *Ueli Meyer, Muri bei Bern*

Natur lässt sich nicht wegkommandieren

Nr. 27 – «Abschaffung der Geschlechter»; Essay von Katharina Fontana

Ihr könnt mir vorschwätzen und vorschreiben, was ihr möchtet. Ich bin ein Mann mit allen männlichen Attributen und achte die Frau mit ihren weiblichen Attributen. Dabei res-



«Du sollst dich nicht erwischen lassen.»

pektiere ich alle Gleichgeschlechtlichen mit ihren Gefühlen. Aber die Natur lässt sich nicht wegkommandieren.

Erich von Däniken, Beatenberg

Guter Schachzug

Nr. 27 – «Feuer aus den eigenen Reihen»; Hubert Mooser über die Schweizer Armee

Die Bedeutung unserer Frauen als Mehrheitsbeschafferinnen für den neuen Kampffjet ist von den Befürwortern erkannt worden und wird informationsstrategisch berücksichtigt. Unsere einzige Kampffjetpilotin steht auf den Abstimmungsplakaten in der Mitte, umgeben von einer Polizistin, einer Zivildienstleisterin und einer Feuerwehrfrau. Bei der kaum beachteten Lancierung der Kampagne wurde Militärpilotin Hauptmann Chollet medial rücksichtslos instrumentalisiert und bewirtschaftet, und kaum jemand berichtete darüber. Um Vertrauen und Glaubwürdigkeit in unsere Stimmbürgerinnen zu gewinnen, ist FDP-Ständerat Thierry Burkart zum sympathischen Gesicht der Pro-Kampffjet-Kampagne gemacht worden. Guter Schachzug – aber wird es helfen, den Kampffjet abheben zu lassen und insbesondere auch den CVP-Frauen die Milliardeninvestition schmackhaft zu machen? Statt mit Kampfpilotin zu werben, wären klare, überzeugende sicherheitspolitische Informationen über die Bedrohungen im Allgemeinen und mögliche Entwicklungen im Luftraum der Zukunft nötiger.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Zum Weinen

Nr. 26 – «Späte Scham»;
Peter Keller über Viktor Giacobbo

Wenn Giacobbo mittels seiner Figuren typisch menschliche Schwächen ans Tageslicht zerrt, ist das ein überaus wertvoller Beitrag als Anreiz, sich in der Bereitschaft zu üben, über sich selber zu lachen. Denn jener, der bereit ist, Lächerlichkeiten an sich selber wahrzunehmen, bringt eine deutlich höhere Bereitschaft mit, punkto Alltagsrassismus ein adäquates Radar in sich zu etablieren. In Gottes Garten wachsen verschiedene Pflanzen, und manchmal begegnet der Mensch dem Fremden schwärmerisch. Aber wie verlogen ist es denn, sich nicht einzugestehen, dass der Mensch viel eher dazu neigt, das Andersartige, das Fremde in seiner persönlichen Hierarchie tendenziell unter sich einzuordnen? Zum Weinen, dass Giacobbo seinen Teil gegen den Rassismus auf diese Weise beitragen will. *Annemarie Hänni-Weiss, Erlenbach*

Korrigenda

In der gedruckten Ausgabe vom 2. Juli ist ein Fehler passiert. Im Artikel «Yvan Lengwiler und die 45-Milliarden-Franken-Frage» wird ein Vorschlag diskutiert: Lengwiler regt an, dass die Nationalbank das Inflationsziel auf zwei Prozent anheben und den Frankenkurs schwächen sollte, bis dieses Ziel erreicht sei. Wir zitieren Kurt Schiltknecht mit der Aussage, er finde den Vorschlag «intellektuell interessant». Dabei handelt es sich um eine verkürzte Wiedergabe eines Telefonats. Schiltknecht weist darauf hin, dass er «diesen Vorschlag seit Jahren in Artikeln der *Weltwoche*, der *NZZ* und des Liberalen Instituts und bei Vorträgen immer wieder als unbrauchbar und weltfremd kritisiert» habe. Die Idee ist seiner Ansicht nach ein Ansatz, der auf dem Papier schön spiele, in Wirklichkeit aber noch nie funktioniert habe. Die Marktteilnehmer schauten nämlich auf die wirtschaftlichen Fakten und änderten ihr Verhalten nicht, nur weil das Direktorium sage, es werde den Franken schwächen, bis die Inflation bei zwei Prozent liege. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Als KMU-Unternehmer und «Anticorona-
nista» der ersten Stunde bin ich zutiefst
enttäuscht von unseren Medien und
unseren Politikern. Meiner Meinung
nach haben in dieser Krise alle versagt –
bis hinauf in den Bundesrat. Dass sich aus
den Lehren des Hypes eine neue, schlag-
kräftige Partei zur Verhinderung eines
weiteren zukünftigen volkswirtschaftlichen
Selbstmordes formieren wird, ist
wohl naiv und blauäugig. Wen und welche
Partei soll ich nun in Zukunft unter-
stützen?** *R. G., Esslingen*

Ich habe grosses Verständnis für Sie, wenn auch nicht alles, was beschlossen wurde, falsch war. Ich glaube, man muss dies nüchtern beurteilen. Als die Corona-Epidemie in China ausbrach, wusste man noch wenig über die Gefährlichkeit dieses Virus. Allgemein erkannte man, dass das Virus stark ansteckend ist. Und darum hat auch China heftig reagiert und Grenzen um die gefährdeten Gebiete gezogen. In Europa tauchte dann die Epidemie in Italien auf, zunächst und vor allem in Oberitalien. Man liegt

wohl nicht falsch, wenn man vermutet, dass diese Epidemie von China nach Italien eingeschleppt worden ist.

Damals hat der Bundesrat die Sache auf die leichte Schulter genommen. Die natürliche Reaktion wäre gewesen, sofort strikte Grenzkontrollen, wenn nicht gar Grenzschliessungen zu Italien anzuordnen, damit eine Verschleppung der Krankheit in die Schweiz, und hier vor allem ins Tessin, nicht möglich geworden wäre. Der Bundesrat hat sträflicherweise vorerst nicht gehandelt. Erst viel zu spät.

Sie regen sich auf, weil Sie starken Widerstand von Seiten der SVP und der FDP erwartet hätten. Unrecht haben Sie nicht. Ich bitte Sie aber, zu beachten, dass die SVP starken Widerstand geleistet hat mittels einer Strategie (abrufbar auf www.svp.ch). Leider wurde diese Strategie nicht umgesetzt, aber die späteren Lockerungen sind nur auf Druck von SVPlern und einzelnen FDP-Parlamentariern durchgedrückt worden und haben im Bundesrat eine Mehrheit gefunden.

Wichtig ist, dass wir für ähnliche Fälle unsere Lehren ziehen: erstens vorsorgliche Massnahmen treffen, damit man bei einer nächsten Epidemie gerüstet ist. Zweitens nicht so leichtfertig die Instrumente des Rechtsstaates Schweiz ausser Kraft setzen. Und drittens die Selbstverantwortung fördern, statt planwirtschaftlich bis ins Detail zu regulieren. Man bedenke, dass Planwirtschaft noch nie irgendwo funktioniert hat.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.
Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

«Ich möchte nie
verlernen, was
anfangen heisst.»

Michael Klose
CEO Third-Party Asset Management
Swiss Life Asset Managers
zum selbstbestimmten Leben

Geschichte eines Missverständnisses

Nathalie Wappler, die Direktorin des Schweizer Radios und Fernsehens, ist 500 Tage im Amt. Bürgerliche Politiker erhofften sich von ihr weniger Ideologie beim öffentlichen Funk. Die Hoffnung beruhte auf einem Missverständnis. *Von Kurt W. Zimmermann*

Ihren legendären Satz sagte Nathalie Wappler, noch bevor sie ihren Job als neue Direktorin des Schweizer Radios und Fernsehens (SRF) angetreten hatte. Sie sagte den Satz Ende 2018 in einem Interview mit der NZZ am Sonntag. Er lautete: «Wir müssen keinen Meinungsjournalismus machen.»

Die fünf Wörter des Satzes hatten gewaltige Wirkung. In den Redaktionen des öffentlichen Radios und Fernsehens (SRF) brach ein mittlerer Aufstand los, bei dem sich Journalisten über ihre neue Chefin «erschüttert» zeigten. 70 Prozent aller SRG-Journalisten stehen laut Eigendeklaration links. Sie fürchteten das Ende ihrer weltanschaulichen Lehrtätigkeit.

Wir greifen etwas vor: Die Furcht war unbegründet. Das Schweizer Radio und Fernsehen hat sich unter der neuen Chefin nicht spürbar entideologisiert.

Nach ihrem Satz zum Meinungsjournalismus war Wappler im konservativen Lager auf einmal ein Versprechen an die Zukunft. SVP-Nationalrätin Natalie Rickli attestierte ihr, sich «die richtigen Gedanken zu machen». Partei- und Ratskollege Gregor Rutz hoffte auf ein Ende «von Formaten wie «Schawinski» oder «Rundschau», die mit ihren krassen Stellungnahmen polarisieren».

Nun, zumindest Rutz konnte einen schnellen Erfolg verbuchen. Kaum war Wappler im Büro, teilte sie Roger Schawinski mit, sein Radau-Talk sei abgesetzt. Die «Rundschau» hingegen wurde dann unter Wappler noch militanter, als sie es vorher schon war.

«Eine Chance»

«Wir müssen ein Programm machen, das informiert, aber nicht polarisiert», sagte Wappler zu ihrem Amtsantritt auch. Eine solche Selbstverständlichkeit genügte, um sie zur Hoffnungsträgerin jener bürgerlichen Kreise zu befördern, die sich ein weniger links-grünes und konfrontatives Radio und TV wünschten. «Eine Chance» sah auch FDP-Nationalrat Thierry Burkart in ihr.

Vermutlich war das alles ein Missverständnis.

Wappler ist nun 500 Tage im Amt. Der Zeitpunkt für eine Bilanz ist günstig, weil ihr Fernsehen an allen drei grösseren Medien-Hypes der letzten Zeit massgeblich beteiligt war. Zuerst löste die «Rundschau» die sogenannte Crypto-Affäre aus, mün-

dend in eine Polemik über den Untergang der neutralen Schweiz. Dann war das SRF-Fernsehen der zentrale Faktor in der Corona-Berichterstattung und der Debatte über die Staatsgläubigkeit der Journalisten. Und schliesslich war die «Arena» der Auslöser einer hitzigen Diskussion über politische Korrektheit in der Rassismus-Frage.

Wenn man Direktorin Wappler heute fragt, wo sie nach all dem auf einer Links-rechts-Skala ihren Sender einstufen würde, dann sagt sie: «In der Mitte.»

Wenn man dann fragt, ob sie das im Ernst meine oder bloss aus Pflichtgefühl, dann sagt sie, natürlich könnte man bei einer einzelnen Sendung mitunter eine einseitige Aussage entdecken, aber es zähle die Gesamtschau: «Wichtig ist, dass im gesamten Programm Pro und Contra ausgewogen zu Wort kommen.»

In dieser Sichtweise, wiederholt sie, «stehen wir insgesamt gut in der Mitte».

Wapplers Betrachtung widerspiegelt nicht die übliche Medienrealität. Medien werden meist nicht über ihren umfassenden Gesamtauftritt positioniert. Es sind die Details, die das grosse Ganze beleuchten.

Auch bei Radio und Fernsehen sind darum Einzelfälle erhellend. Ein aktuelles Beispiel lieferte etwa TV-Chefredaktor Tristan Brenn. Mit Behagen verkündete er, dass die Begrenzungsinitiative der SVP, die im September zur Abstimmung kommt, in den SRF-News nicht mehr «Begrenzungsinitiative» heisse. Nein, die SRG-Journalisten nennen sie nun «Initiative gegen die Personenfreizügigkeit».

Die politische Agenda hinter diesem Trick ist so durchsichtig, dass er als Beispiel für Bilderbuch-Framing taugt. Genauso gut könnte man die Mobilfunk-Initiative, für die derzeit gesammelt wird, in «Initiative gegen das Telefonieren» umbenennen.

Ideologischer Journalismus ist, wie in diesem Fall, selten offen-vordergründig. Auch von den 70 Prozent der selbstdeklarierten linken Journalisten bei der SRG

steht keiner vor das Mikrofon und besingt lautstark die Freuden einer rosaroten Weltordnung.

Nein, das läuft subtiler. Wenn es um neue Kampfflugzeuge für die Schweizer Armee

geht, dann sucht das «Echo der Zeit» tagelang einen Kritiker und findet schliesslich einen freischaffenden Luftwaffen-Berater aus den USA, der die Kosten wie gewünscht zu hoch findet. «Kritik an den Kampfflugzeug-Beschaffungsplänen» posaunt dann die Radiosendung hinaus.

Wenn es in der Schweiz um unbewilligte Demonstrationen trotz Corona-Distancing geht, greift «10 vor 10» eine einzige, natürlich ältere Demonstrantin heraus, die von der Polizei weggetragen wird. Schliesslich muss man dokumentieren, wie friedvolle Weltverbesserer von der bösen Ordnungsmacht unterdrückt werden.



Mob der Moral:
Moderator Brotz.

Verlautbarungskanal zum Krisenstart

Wenn es um Konflikte in einem Basler Asylzentrum geht, dann walzt die «Rundschau» einen drei Jahre alten Fall aus, der belegen soll, wie brutal der interne Sicherheitsdienst die nordafrikanischen Asylbewerber drangsaliert. Dass unter den Migranten Drogenmissbrauch und Gewalt tagesüblich sind, ist allenfalls ein, zwei Randbemerkungen wert.

Zu allem Überfluss gründet dann bei dieser Asyl-Reportage die «Rundschau» mit der *Wochenzeitung*, dem linken Blatt des Landes, ein Redaktionskollektiv, um Hand in Hand ihre Mission auszurollen. In einem anderen Fall spannt die «Rundschau» wiederum redaktionell mit dem in Rot getunkten Internet-Portal Republik zusammen, um gemeinsam gegen die Pharmaindustrie zu schießen. Politische Unabhängigkeit eines öffentlich finanzierten Senders ist nicht definiert als journalistische Fraternisierung unter Gesinnungsgenossen.

Damit man uns nun nicht ebensolche Einseitigkeit vorwerfen kann, ein Zwischenlob aus der Ära Wappler. In der Corona-coverage startete das Schweizer Fernsehen, wie fast alle Medien, zwar als unkritischer, obrigkeitlicher Verlautbarungskanal. Dann aber war man deutlich weniger staatsgläubig als Sender wie ARD, ZDF und ORF, die hinter ihrer Regierung kritiklos

Wenn es zu Einseitigkeiten im Sendealltag kommt, greift Nathalie Wappler sehr selten ein.



Durchsichtiger Trick:
Chefredaktor Brenn.



Nein, das läuft subtiler: SRF-Chefin Wappler.

strammstanden. Das jammervolle Debakel rund um die Schutzmasken beispielsweise war schon früh ein Thema bei SRF.

Wenn es zu Einseitigkeiten im Sendealltag kommt, greift Nathalie Wappler sehr selten

ein. Es kommt kaum vor, dass sie einen Sendeleiter, wenn Kritik angezeigt wäre, direkt zur Rede stellt. Sie führt auf Distanz. Heikle Themen werden in der SRF-Geschäftsleitung besprochen, zu der neben Wappler fünf ge-

lernte Journalisten gehören: TV-Chefredaktor Tristan Brenn, Radio-Chefredaktorin Lis Borner, Kulturchefin Susanne Wille, Sportchef Roland Mägerle und Programmleiter Robert Ruckstuhl.

Zusammen kommen sie auf 150 Dienstjahre, die sie beim Service public verbracht haben. 23 Jahre steuert Wappler bei, erst als Journalistin bei 3sat und ZDF, dann als Kulturchefin von SRF und Programmchefin des Mitteldeutschen Rundfunks. Es ist

Ihr legendäres Statement zum Start war nicht die Ankündigung einer journalistischen Revolution.

nachvollziehbar, dass aus einem während 150 Jahren sozialisierten Kollektiv keine Helden der Erneuerung hervorgehen.

Mob der Moral

Zuletzt hatte sich die Geschäftsleitung mit dem Fall

der «Arena» zu beschäftigen, die dem Fernsehen die grösste Protestwelle seit langem eingebracht hatte. Es war ein Sonderfall. Denn diesmal, anders als sonst, kam der Protest von links. Es war darum aufschlussreich, wie SRF reagierte.

Nachdem in der «Arena» zum Thema Rassismus nur einer von vier Protagonisten eine schwarze Hautfarbe vorweisen konnte, machte der Mob der Moral mobil und setzte die «Arena» selbst unter Rassismus-Verdacht. Das Fernsehen ging sofort in die Knie. «Arena»-Moderator Sandro Brotz setzte umgehend eine zweite Sendung an, in der, politisch überkorrekt, ausschliesslich Schwarze zu Wort kamen. Wappler und die Ihren hatten die Fahne schnell nach dem Wind gedreht.

Normalerweise kommt die Kritik aus dem bürgerlichen Lager. Zuletzt war das der Fall, als die «Rundschau» über die vergangenen Monate immer wieder die sogenannte Crypto-Affäre hochstimmte und dabei den Tod der Schweizer Neutralität herbeifantasierte. Hier nun reagierten Wappler und die Ihren völlig gegensätzlich. Jede Kritik wurde zurückgewiesen, denn sie kam ja von rechts.

Wenn man die 500 Tage von Nathalie Wappler überblickt, dann ist das die Geschichte eines Missverständnisses. Ihr legendäres Statement zum Start – «Wir müssen keinen Meinungsjournalismus machen» – war nicht die Ankündigung einer journalistischen Revolution, wie es die bürgerliche Politik gerne gehört hätte. Es war nur ein Aufruf, den Gegnern der SRG bitte nicht blindlings ins offene Messer zu laufen. Mehr war da nicht.

Wenn man Nathalie Wappler heute fragt, ob es ihr gelungen sei, Radio und Fernsehen zu entideologisieren, dann sagt sie: «Es gab nichts zu entideologisieren.» ○

Es war einmal ein Liebeshormon

Während Jahrzehnten wurde Oxytocin als Wundermittel für eine bessere Welt gepriesen. Dann kam der Corona-Lockdown. Israelische Forscher belegen jetzt: Der verführerische Botenstoff kann auch Aggressionen auslösen. *Von Pierre Heumann*

Man nennt es gemeinhin «Liebeshormon». Ihm wurden magische Eigenschaften nachgesagt. Es könne bei der Verwirklichung einer utopischen Gesellschaft eingesetzt werden, in der sich alle lieb haben, hiess es schwärmerisch. So verankert war der Glaube an den Wohlfühleffekt des Hormons, dass Beiträge von Forschern, die die Ergebnisse ihrer Kollegen in Frage stellten, von wissenschaftlichen Fachzeitschriften abgelehnt wurden. Doch jetzt ist klar: Das Hormon kann auch anders.

Zusammenbringen, auseinanderreißen

Was eine israelische Forschergruppe in den vergangenen acht Jahren an Mäusen erforscht hat, wirft ein neues Licht auf das Hormon Oxytocin. Dessen Wirkung sei «viel komplexer, als bisher angenommen», sagt Yair Shemesh am Telefon, der am Weizmann Institute of Science als Verhaltensbiologe an Experimenten beteiligt ist, mit denen bei Mäusen der Effekt des «Liebeshormons» untersucht wird. Beobachten liess sich die Komplexität zum Beispiel während des Corona-bedingten Lockdowns, als Paare plötzlich gezwungen waren, über längere Zeit in der Wohnung «eingesperrt» zu sein. Bei einigen mag die Liebe neu entflammt sein, bei anderen kam es aber zu Streitereien, die zur Scheidung führen könnten.

Bei beiden Szenarien kommt Oxytocin ins Spiel, ein Peptid, das im Gehirn produziert wird. Es könne Herzen zusammenbringen, aber auch auseinanderreißen. Denn das von Oxytocin gesteuerte Verhalten sei «nicht konstant, sondern dynamisch», sagt Shemesh und widerspricht damit der einst gängigen Meinung von Forschern.

Die am Weizmann-Institut gewonnene Erkenntnis kommt der Entzauberung des Hormons gleich, um das es während vieler Jahrzehnte einen regelrechten Hype gab. Es gehörte in den vergangenen zwanzig Jahren zu den am meisten studierten Peptiden in den Verhaltenswissenschaften. Ihm wurde die Rolle zuerkannt, die Bindung an den Partner zu ermöglichen oder zu verstärken. Bei Psychologen ist es deshalb als «Bindungshormon» bekannt.

Unbestritten ist die Rolle von Oxytocin bei Geburtswehen und beim Stillen. Direkter Hautkontakt zwischen dem Neugeborenen und der Mutter setzt im Körper der Mutter eine Oxytocin-Flut frei. Doch dem «Kuschelhormon» werden viele zusätzliche Effekte zugeschrieben, die fantastisch klingen. Es



Fragen von Krieg oder Frieden.

werde nicht nur im Gehirn von Liebenden ausgeschüttet, sondern es erhöhe auch das Vertrauen unter Geschäftsleuten. Eine Oxytocin-Spritze, schwärmte beispielsweise der Neuroökonom Paul Zak vor neun Jahren in einem TED-Talk, sei ein «moralisches Molekül». Das Video wurde seither 1,7 Millionen Mal abgerufen. Es sei einfach, Oxytocin im Gehirn freizusetzen, sagt Zak im sechzehn Minuten langen Clip, man müsse sich bloss «acht Mal am Tag umarmen». Einen Tipp hatte «Dr. Love», wie ihn Medien respektvoll bezeichneten, auch für jene, die sich aus der Nähe zum Mitmenschen nicht sonderlich viel machen: Diesen würde er das Hormon durch die Nase von aussen zuführen. Seine Erkenntnisse wurden von der Weltbank in der Dritten Welt eingesetzt, um die ökonomische Leistung zu steigern.

Die Wahrheit über die Wirkung des Hormons ist wichtig, weil es vor allem in der Therapie verletzlicher Menschen angewandt wird

– zum Beispiel bei Autismus oder Depression. Doch die Oxytocin-Forschung ist ein Beispiel für die schroff-ablehnende Reaktion der Wissenschaft auf Kritik. Bis vor wenigen Jahren war die Infragestellung der karitativen Effekte ein Tabu. An der einfachen These, Oxytocin sei ein Wundermittel, durfte nicht gerüttelt werden. Als ein belgischer Forscher in einem Artikel die Resultate der Experimente anzweifelte, weil viele auf fragwürdigen Methoden beruhen würden, wurde sein Beitrag von mehreren wissenschaftlichen Zeitschriften abgewiesen, bevor er schliesslich vor vier Jahren in der Fachzeitschrift *Neuroendocrinology* publiziert wurde. Seither wird Oxytocin in einem zunehmend komplexen Umfeld gesehen. Kein Hormon agiere isoliert, und jedes Handeln werde von mehreren Faktoren beeinflusst, heisst es jetzt.

Mehr Toleranz

Oxytocin-Forscher beschränkten sich bisher in der Regel auf das Beobachten in bestimmten Situationen, um den Einfluss des Hormons zu beschreiben. Aber sie interessierten sich nicht für dessen komplexe Funktionsweise. Die Wissenschaftler am Weizmann-Institut wollten zusammen mit ihren Kollegen vom Max-Planck-Institut für Psychiatrie indes wissen, welche Regionen im Gehirn von Oxytocin erfasst und beeinflusst werden. Dazu griffen sie auf die sogenannte Optogenetik zurück, eine junge Technologie, mit der Aktivitäten in den Neuronen des Gehirns mit Licht kontrolliert und manipuliert werden können.

Im Lauf der Versuche mit Mäusen stellten sie fest, dass Oxytocin in einer ersten Phase tatsächlich zu mehr gegenseitiger Toleranz führt. In der Folge wird das Verhalten der Mäuse aber aggressiv, und sie ändern innerhalb der Gruppe ihr Verhalten. Der 48-jährige Shemesh erklärt den Wandel mit der Vielzahl der Hirnregionen, die von Oxytocin erfasst würden und von denen jede ein anderes Verhalten reguliere. Das aggressivere Verhalten könne auch damit erklärt werden, dass im Laufe des Versuchs ein Kampf um die knappen Ressourcen einsetze.

Unklar bleibt, ob Oxytocin das soziale Leben von Gruppenmitgliedern fördert oder zu einem feindlichen Verhalten gegenüber «den anderen» führt. Trifft Letzteres zu, könnte das «Liebeshormon» auch bei Fragen von Krieg oder Frieden entscheiden. ○

Der ganz normale Ausnahmefall

Die Justiz geht locker mit der «obligatorischen» Ausschaffung krimineller Ausländer um. Auch beim zwingenden Berufsverbot für Kinderschänder tendiert man zur Nonchalance.

Von Katharina Fontana

Es zählt zu den Paradoxa der Politik, dass im Parlament heftig umstrittene Gesetzesvorlagen kaum mehr jemanden interessieren, wenn es um ihre praktische Anwendung geht. Das zeigt sich derzeit beim Umgang mit kriminellen Ausländern, vor ein paar Jahren das Aufregerthema Nummer eins, das 2010 zum Erfolg der SVP-Ausschaffungsinitiative führte. Nach jahrelangem Hickhack im Parlament wurde die Initiative 2016 angeblich «pfefferscharf» umgesetzt mit einem langen Katalog an Delikten – von Mord über Raub und Sexualdelikte bis zu Einbruchdiebstahl und Sozialhilfebetrug –, die obligatorisch zu einer Landesverweisung für den Täter führen. Und es wurde eine Härtefallregelung eingefügt, damit der Richter in Notlagen ausnahmsweise Gnade vor Recht walten lassen kann, mit Betonung auf ausnahmsweise.

Staatsanwälte sind ratlos

Zu Beginn wartete man gespannt darauf, wie hoch die Zahl der Landesverweisungen sein würde, doch mit der Zeit erlahmte das Interesse. Letzte Woche nun lieferte das Bundesamt für Statistik erstmals Zahlen, die ein umfassendes Bild geben. Die Resultate sind frappant: Laut der Urteilsstatistik 2019 wurde lediglich bei 58 Prozent der Katalogtaten auch tatsächlich eine Landesverweisung gegen den ausländischen Täter ausgesprochen, in den anderen 42 Prozent der Fälle nicht. Dies, obschon die Parlamentarier betonten, dass die Härtefallklausel streng auszulegen sei. Die Klausel «lässt wenig zu», sagte auch die damalige Justizministerin Simonetta Sommaruga. Und das Bundesgericht hat in seinen bisherigen Urteilen zum Ausschaffungsartikel ebenfalls festgehalten: «Die Härtefallklausel ist restriktiv anzuwenden.» Diese Botschaft ist bei den unteren Gerichtsinstanzen offenkundig nicht angekommen.

Die Richter, so zeigt die Urteilsstatistik, stellen massgeblich auf die Schwere des Delikts ab: Zwischen 80 und 90 Prozent der Täter, die zu mehr als sechs Monaten Freiheitsstrafe verurteilt werden, erhalten eine Landesverweisung. Bei einer kürzeren Freiheitsstrafe sind es noch 37 Prozent, und wer eine Geldstrafe erhält, muss so gut wie nie das Land verlassen, Katalogtat hin oder her. Drogenhändler riskieren eher einen Rauswurf (87,5 Prozent) als Vergewaltiger (68,8 Prozent) oder Schläger (48,6 Prozent). Von den Einbrechern muss jeder zweite das Land verlassen, bei den Sozialhilfebetrügern ist es nur jeder zwanzigste.

Je milder die Strafe, desto weniger wird die



«Pfefferscharf» wäre anders: Ausschaffungsprozedere in der Schweiz.

Ausschaffung von den Gerichten also angeordnet. Doch das Gesetz sagt etwas anderes: «Das Gericht verweist den Ausländer [...] unabhängig von der Höhe der Strafe für 5–15 Jahre aus der Schweiz.» Das bestätigt auch das Bundesgericht: «Die obligatorische Landesverweisung wegen einer Katalogtat [...] greift grundsätzlich unabhängig von der konkreten Tatschwere. Zudem muss sie unabhängig davon ausgesprochen werden, ob die Strafe bedingt, unbedingt oder teilbedingt ausfällt.»

Neben der freihändigen Auslegung der Strafnorm durch die Gerichte kommt ein zweiter Punkt hinzu. Knapp 30 Prozent der Katalogtaten – mehr als 800 Fälle – wurden 2019 laut Statistik von den Staatsanwaltschaften mit Strafbefehlen erledigt. Dieses Vorgehen mag bei leichtkriminellen Tätern verfahrensökonomisch sinnvoll sein, führt aber dazu, dass in diesen Fällen nie eine Landesverweisung ausgesprochen wird, weil nur ein Gericht diese anordnen darf. Man kann auch sagen: Die Strafverfolger hintertreiben das Ausschaffungsgesetz. Der Schweizerischen Staatsanwälte-Konferenz (SSK) scheint es angesichts der mehreren hundert Landesverweisungen, die durch die Leute in den eigenen Reihen verhindert wurden, nicht wohl zu sein. Die Quote sei aus ihrer Sicht zu hoch, teilt die SSK auf Anfrage mit. Man stehe mit dem Bund in Kontakt, um die Sache zu klären. Man habe aber keinerlei Anhaltspunkte, dass die Staatsanwaltschaften die Härtefallklausel entgegen dem Willen des Gesetzgebers vorschnell anwenden würden.

Dieselbe Nonchalance gegenüber dem Gesetz scheint auch beim Tätigkeitsverbot für pädosexuelle Täter Einzug zu halten. 2015 beschloss

das Parlament, dass Lehrern, Trainern, Kita-Betreuern und so weiter, die sich an Minderjährigen vergangen haben, während zehn Jahren jeder Umgang mit Kindern verboten wird. 2019 wurde das Tätigkeitsverbot – als Folge der angenommenen Pädophilen-Initiative – nochmals deutlich verschärft: Seither muss das Gericht jeden Täter, der ein Kind sexuell missbraucht oder es mit Pornografie in Berührung bringt, zwingend bis an sein Lebensende vom Umgang mit Minderjährigen ausschliessen, unabhängig von der Länge der Strafe. Das Gesetz sieht nur eine winzige Ausnahme vor: wenn es sich um einen besonders leichten Fall handelt und das Verbot nicht nötig ist, um den Täter vor weiteren Taten abzuhalten.

Wie ist das möglich?

Laut Urteilsstatistik 2019 wurden mehrere hundert Männer wegen sexueller Delikte mit Minderjährigen und wegen pornografischer Delikte verurteilt. Tätigkeitsverbote wurden hingegen, man staune, bloss 38 ausgesprochen, 7 davon lebenslanglich. Wie ist das möglich? Ein Teil der Erklärung dürfte darin zu finden sein, dass viele der Strafverfahren, die laut Gesetz zwingend zu einem lebenslanglichen Tätigkeitsverbot führen, erst im Anrollen sind – das Verbot gilt für Delikte, die ab 2019 verübt wurden. Dass die Richter aber auch sonst kaum Tätigkeitsverbote gegenüber Kinderschändern verhängt haben, wie es die Strafnorm von 2015 erlaubt beziehungsweise verlangt, ist ein Rätsel. Sollte es bei diesen tiefen Zahlen bleiben, muss man zum Schluss gelangen, dass die Strafjustiz die Regeln nicht nur bei den Ausschaffungen, sondern auch beim Tätigkeitsverbot so dreht, wie sie ihr gerade passen. O

Trojanisches Pferd von Linksaussen

Joe Biden empfiehlt sich als Garant einer Rückkehr zur Normalität. Sollte er die Wahlen gewinnen, werden linksextreme Vorhaben ganz oben auf seiner Agenda stehen. Mit dramatischen Folgen weit über Amerika hinaus. *Von Buck Sexton*

Amerika, ohnehin im Griff einer grausamen Pandemie, könnte eine brutale Kulturrevolution ins Haus stehen. Es wird leicht vergessen, dass die USA auch auf Präsidentschaftswahlen zusteuern, die sich als die am heftigsten umkämpften seit Menschengedenken erweisen könnten. Durchaus möglich, dass Präsident Trump nicht wiedergewählt wird. Das hätte Auswirkungen auch im Ausland und würde all jene Kräfte schwächen, die für Freiheit, nationale Souveränität und Rechtsstaatlichkeit eintreten.

Aussenstehenden dürfte Joe Biden auf den ersten Blick wie der Inbegriff des klassischen Karrierepolitikers erscheinen. Fast vierzig Jahre war er US-Senator, bevor er 2008 unter Barack Obama Vizepräsident wurde und zwei Amtszeiten lang diente. In der Demokratischen Partei gibt es wenige Veteranen, die auf eine vergleichbar lange Karriere zurückblicken können. Dass er nun antritt, könnte man als eine der fantasielosesten Entscheidungen in der amerikanischen Politik betrachten.

Hinzu kommt, dass Biden nicht mehr ganz «trittsicher» ist. Er ist 77, mithin in einem Alter, das aus Sicht vernünftiger Menschen die absolute Obergrenze bei einem künftigen Präsidenten ist. In seinen öffentlichen Reden wimmelt es von Schnitzern und Absurditäten. Hin und wieder verwechselt er das Amt, für das er kandidiert, oder er nennt irrwitzig falsche Fakten oder Zahlen. Wegen der Coronapandemie bleibt er meist zu Hause in Delaware, und wenn er tatsächlich einmal in der Öffentlichkeit auftritt, trägt er meist Sonnenbrille und Mund-Nasen-Schutz, als wäre er ein Prominenter, der unerkannt bleiben möchte.

Warum Biden?

Warum also schickt die Demokratische Partei, die in den letzten vier Jahren einen Linksruck vollzogen hat, diesen unübersehbar alten, intellektuell wenig beeindruckenden Kandidaten ins Rennen um den wichtigsten Job der Welt? Wie konnte ein Mann, der manchmal nicht recht zu wissen scheint, wo er ist oder welches Jahr wir haben, ein grosses Feld jüngerer, charismatischerer Mitbewerber schlagen, denen das immer ausgeprägtere sozialistische Ethos ihrer Partei viel näher ist?

Die simple Antwort lautet: Biden ist ein trojanisches Pferd im Dienst der radikalen Linken. Dass er bei den Vorwahlen Senator Bernie Sanders besiegen konnte, der dem Zeitgeist der Partei sehr viel näher stand, ist genau da-

mit zu erklären, dass er als Vertreter des Establishments gilt. Präsident Biden, so wird behauptet, wäre eine «Rückkehr zur Normalität» nach vier Jahren Trump – ein Moderater, der stabil und imstande wäre, das Land zu einen.

Das ist natürlich nur Fassade. Joe Biden hat immer getan, was notwendig war, um so populär zu sein, dass er im Amt bleiben konnte. Woher der Wind in der Demokratischen Partei auch wehen mochte, Biden war stets zur Stelle. Das macht ihn zu einem vollendeten Politiker. Aber er hat keinen ethischen oder ideologischen Kern. Biden steht für alles, was ihm den Machterhalt ermöglicht. Er ist nach Belieben formbar, beeinflussbar.

Für die linksradikalen Demokraten ist ein solcher Opportunist genau das Richtige. Man präsentiert Biden als «Moderaten» und hofft,

Trump: «Wir stehen aufrecht»

In seiner Rede zum amerikanischen Unabhängigkeitstag am 4. Juli vor dem nationalen Monument Mount Rushmore reagierte US-Präsident Trump auf die landesweiten Proteste und Vandalenakte und legte seine Vision für Amerika vor.

— «Täuschen Sie sich nicht. Diese linke Kulturrevolution zielt darauf ab, die amerikanische Revolution zu stürzen. [...] Um dies möglich zu machen, sind sie entschlossen, jede Statue, jedes Symbol und jede Erinnerung an unser nationales Erbe niederzureissen.»

— «Gegen jedes Gesetz der Gesellschaft und der Natur wird unseren Kindern in der Schule beigebracht, ihr eigenes Land zu hassen und zu glauben, dass die Männer und Frauen, die es aufgebaut haben, keine Helden, sondern Schurken waren. [...] Wir werden diese gefährliche Bewegung entlarven [...].»

— «Wir wollen eine freie und offene Debatte, keine Sprachcodes und keine Absage an die Kultur. Wir bekennen uns zu Toleranz, nicht zu Vorurteilen. [...] Wir stehen aufrecht, wir stehen stolz, und wir knien nur vor dem allmächtigen Gott nieder. Das ist es, was wir sind.»

Trumps Rede wurde von Medien über die USA hinaus verrissen. Damit sich unsere Leser ein eigenes Bild verschaffen können, veröffentlichen wir das Dokument auf Deutsch online: www.weltwoche.ch

dass im November 2020 genügend Wähler in den «Swing States» wie Ohio, Florida, Michigan und Wisconsin sich überreden lassen, ihm ihre Stimme zu geben. Diese Leute, so die Hoffnung der Demokraten, werden denken: «Ganz so schlecht kann er ja nicht sein», und sich aus einem Wunsch nach Veränderung für ihn entscheiden.

«Joe, der Malocher»

Nach Bidens Amtsantritt wird die Realität einsetzen. Besagte Wähler werden eine Marionette der Linken ins Weisse Haus befördert haben. Sie werden «Blue-Collar Joe» (so sein Spitzname, «Joe, der Malocher») gewählt haben, aber am Ende werden sie es mit der linken Agenda von Abgeordneten wie Alexandria Ocasio-Cortez und deren «Truppe» linksradikaler Mitstreiter zu tun bekommen, die das von den Medien verbreitete Narrativ und das Parteiprogramm der Demokraten diktieren werden. Sollten die Demokraten in diesem Herbst auch die Mehrheit im Senat erringen, werden sie den Filibuster abschaffen und dafür sorgen, dass jedes von ihnen gewünschte Gesetz mit einfacher Mehrheit verabschiedet werden kann.

Die Regierung mit Biden an der Spitze würde sich in einen Motor von Sozialismus und linksradikalem Etatismus verwandeln. Und selbst wenn die Republikaner ihre Mehrheit im Senat behalten sollten, würde Biden per Anordnung Dinge durchsetzen, mit denen er vor dem Wahltag nie und nimmer bei den Amerikanern angekommen wäre.

Wie würde diese politische Agenda aussehen? Es wäre eine Kombination von alten sozialistischen und linken Ideen, die schon in der Vergangenheit gescheitert sind, und neuen Plänen, den Staat auszubauen und grandiose Projekte mit Pseudowissenschaft und Hybris zu verfolgen. Im Folgenden einige der wichtigsten Bereiche, in denen Biden, nachdem er die Wähler getäuscht hat, katastrophale Pläne verfolgen dürfte:

Recht und Ordnung — Angesichts des Rufs linker Demokraten nach «sozialer Gerechtigkeit» dürfte der Staat unter einem Präsidenten Biden nur noch bedingt imstande sein, der Bevölkerung ein Leben in grundsätzlicher Sicherheit zu ermöglichen. In seiner Partei nehmen Anti-Polizei-Ressentiments überhand, im ganzen Land werden Forderungen laut, der Polizei die Geldmittel zu entziehen.



Rückfall hinter historische Erkenntnisse.

Demokraten treten offiziell gegen «systemischen Rassismus» an, und aus ihrer Sicht sind Polizisten die grössten Rassisten.

Dies ist nichts Neues bei den Demokraten. Kriminalität vor allem als soziales Übel anzusehen und nicht als Bedrohung, die mit allen zu Gebote stehenden Mitteln einzudämmen wäre, galt ab den 1960ern bis in die 1990er Jahre in linken Kreisen als chic und angesagt. Einwohner von Städten mit hoher Kriminalität forderten schliesslich ein entschlossenes Vorgehen der Polizei, und in Metropolen wie New York kehrte allmählich Sicherheit ein (selbst nach europäischem Massstab).

Biden bliebe keine andere Wahl, als hinter diese historischen Erkenntnisse zurückzufallen. Die Aktivisten in seiner Partei werden fordern, dass die Polizei weniger Geld bekommt und die Beamten nahezu unmögliche Verhaltensvorschriften beachten müssten. Dies wird zu mehr Gewalt im Land führen, worunter wiederum die Gesellschaft insgesamt leiden wird, auf allen Ebenen.

«Green New Deal» — Selbst demokratische Abgeordnete unter Obama wussten, dass eine unter ökonomischen Aspekten verheerende Umweltpolitik bei Wahlen ein Problem war. Also musste Obama selbst tätig werden – mittels Exekutivanordnungen, die amerikanische Unternehmen mit katastrophalen Vorschriften belasteten. Grundlage dieser Politik waren Prognosen eines Klimawandels schlimmsten

Ausmasses, der nicht eingetreten ist. Das wird irrelevant sein. Biden wird alles unterschreiben, was ihm an radikalen klimapolitischen Anordnungen unter dem Banner des «Green New Deal» vorgelegt werden wird, wie katastrophal und absurd es auch sein mag.

Einwanderung — Punkto Einwanderung haben die Demokraten eine klare Priorität: Amnestie für Millionen illegaler Migranten. Biden könnte hier eine Exekutivanordnung unterschreiben, in der Erwartung, dass willfährige Gerichte alles durchwinken werden, was er zu diesem Thema mit seiner Unterschrift versieht. Sollte ihm das gelingen, wird das zu elf Millionen neuen Amerikanern führen (manche rechnen eher mit zwanzig Millionen), die mehrheitlich selbst Demokraten wählen beziehungsweise ihren Familien nahelegen werden, ebenfalls so zu wählen. Sobald dies passiert, werden die Republikaner nie wieder eine Präsidentenwahl gewinnen, und Amerika wird eine Nation mit offenen Grenzen und ein Einparteienstaat werden.

Aussenpolitik — Ein Bereich, in dem Trump wenig Anerkennung findet, ist die Aussenpolitik. Seine Nordkorea-Diplomatie hat zwar bislang nicht funktioniert, aber er hat auf grössere Militäreinsätze im Ausland verzichtet, und die «ewigen Kriege» im Irak und in Afghanistan will er beenden. Er vertritt eine Haltung, die im Gegensatz zur Sicherheitspolitik des Establish-

ments steht. Die Washingtoner Experten wollen offenbar immer weitere Kriege.

Biden würde für eine Rückkehr zu dieser Politik stehen. Ein militärisches Eingreifen aus humanitären Gründen (vielleicht eine Intervention in Syrien oder im Sudan) wäre denkbar. Über Joe Biden kann man jedenfalls sagen, dass er sich in mehr als vierzig Jahren aussenpolitisch stets geirrt hat. Und ein ärmeres, schwächeres Amerika unter seiner Führung wäre nicht imstande, im Interesse der europäischen Verbündeten dem russischen Irredentismus entgegenzutreten, und könnte auch einem immer selbstbewussteren China auf der internationalen Bühne nichts entgegensetzen.

Trump hat gegen viele politische Normen verstossen, weshalb sich noch immer die Vorstellung hält, ein anderer Mann im Weissen Haus könne dafür sorgen, dass Amerika eine ruhigere, mehr auf Kooperation angelegte Politik verfolgt. Doch das ist ein Trugschluss. Joe Biden soll im Herbst einfach die Wahl gewinnen – nach einem Wahlkampf, in dem er für Dinge zu stehen behauptet, die er sofort nach seinem Amtsantritt über Bord werfen wird.

Dann wird Amerika in den Händen der Linken sein – und das wird schlecht sein für Amerika und die ganze Welt.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

Buck Sexton, ehemaliger CIA-Analyst, ist Radiomoderator, Autor und Kommentator bei verschiedenen US-Medien.

Hilflose Kantone

Die Kantone machen seit Beginn der Coronakrise einen überforderten Eindruck. Sie haben viel Gestaltungsspielraum, stehen sich aber aus der Verantwortung.

Von Hubert Mooser

Zuerst gab es viel Medienspektakel und Aufregung wegen eines sogenannten Superspreaders in einer Zürcher Disco. Geschlossen wurde dann nicht etwa der Nachtclub. Der Bundesrat führte auf Drängen der alarmierten Kantone eine Maskenpflicht für den öffentlichen Verkehr ein, also für Züge, Trams, Busse, Postautos, Seilbahnen und Schiffe – obwohl der zeitweise Anstieg der Corona-Fallzahlen laut Experten mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht auf den ÖV zurückzuführen ist.

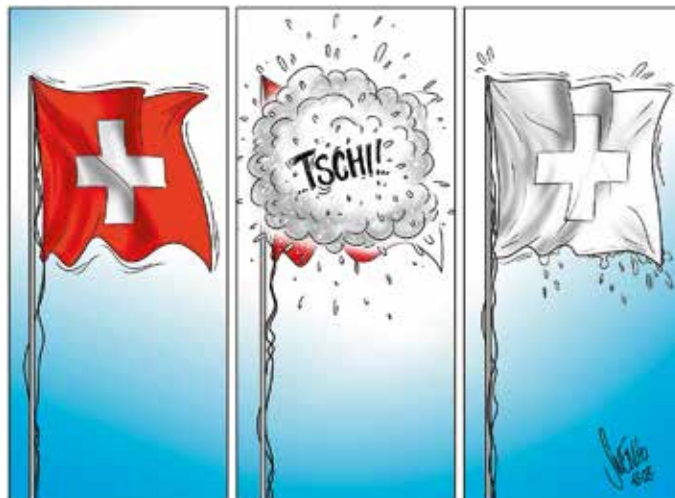
Wenn die Gefahr einer Ansteckung in Zug und Bus tatsächlich so akut war, warum haben die stark betroffenen Kantone nicht längst von sich aus eine Maskenpflicht im Nahverkehr verhängt, wunderte sich die NZZ zu Recht. Stattdessen habe man den Bundesrat gebeten, einem diesen Entscheid abzunehmen. Ist die nationale Maskenpflicht am Ende vielleicht nur ein Manöver, um von den Unzulänglichkeiten der Kantone bei der Bekämpfung des Covid-19-Erregers abzulenken?

«Es macht Sinn, Massnahmen wie eine Maskenpflicht im öffentlichen Verkehr landesweit zu vereinheitlichen», erklärt der Basler Regierungsrat Lukas Engelberger (CVP), Präsident der Gesundheitsdirektorenkonferenz (GDK). «Die Umsetzung wäre nämlich etwas kompliziert, wenn in einem Kanton Maskenpflicht gilt und im anderen nicht.» Nur waren sich die Kantone bei dieser Massnahme nicht einig. Der Aargauer Gesundheitsminister Jean-Pierre Gallati (SVP) zum Beispiel ist gegen eine Maskenpflicht im ÖV, auch wenn er diese Massnahme inzwischen mitträgt.

Zentralismus der härtesten Massnahmen

Die gegenwärtige Maskerade ist typisch für das Verhalten der Kantone im Corona-Zeitalter. Einzelne (in diesem Fall Genf) preschen vor, am Schluss ziehen alle mit, weil keiner als lasch gelten will. So kommt es, dass beim Management der Corona-Krise der Föderalismus nur auf dem Papier oberste Maxime ist. Die Kantone haben zwar seit der Aufhebung des Notstandes am 19. Juni wieder mehr Kompetenzen. Tatsächlich gilt immer noch ein Zentralismus der härtesten Massnahmen.

Dabei böte der Föderalismus stark betroffenen Regionen die Möglichkeit, lokale Massnahmen gegen die Ausbreitung des Virus zu ergrei-



Zeichen von Stärke des Föderalismus?

fen, ohne dafür gleich die ganze Schweiz in Geiselnhaft zu nehmen. SVP-Präsident Albert Rösti ist überzeugt, dass man mit lokalen Shutdowns den Schaden in Grenzen hätte halten können. «Das Tessin, Genf und die Waadt waren stärker betroffen als andere. Die Kantone waren aber leider auf diese Pandemie nicht vorbereitet.» Ist der Föderalismus also bloss ein Schönwetterkonstrukt?

«Das nicht gerade», findet CVP-Nationalrätin Marianne Binder, Mitglied der Staatspolitischen Kommission. «Die Kantone nützen aber teilweise ihren Handlungsspielraum bewusst oder unbewusst nicht aus. Es steht ihnen frei, Massendemonstrationen zu verbieten, und es liegt an ihnen, bei Klubs auf die Einhaltung der Gesundheitsmassnahmen zu pochen.» Binder findet auch, die Kantone hätten bei der Einführung einer Maskenpflicht nicht auf den Bundesrat warten müssen.

Zu Beginn der Corona-Krise, als bei der Beurteilung der Seuchenentwicklung noch die Geografie im Vordergrund stand und nicht die von Epidemiologen und Kantonsärzten geschürten Ängste, schien es, als könne man die harten Massnahmen kantonal eingrenzen. Völlig überfordert machten dann aber Vertreter stark betroffener Kantone öffentlich Druck, damit der Bundesrat die Führung übernahm. Die Waadtländer Regierungsratspräsidentin Nuria Gorrite (SP) richtete sogar via «Tagesschau» des Westschweizer Fernsehens einen Appell an den Bundesrat zur Einführung einer Ausgangssperre wie in Frankreich.

Als die St. Galler Regierungsrätin Heidi Hanselmann (SP) bei einer Pressekonferenz Anfang März, die sie mit dem Gesundheitsminister

Alain Berset (SP) bestritt, von der *Weltwoche* gefragt wurde, ob die Kantone die Verantwortung auf den Bund abschieben wollten, antwortete sie keck: «Wir sind nicht bekannt dafür, Kompetenzen abzugeben.» Die Ausbreitung der Krankheit sei schneller zu stoppen, wenn der Bund eine klare Linie fahre, als wenn die Kantone sich zuerst untereinander abstimmen müssten.

Doch warum müssen sich die Kantone untereinander abstimmen, wenn sich die Seuchenherde von Kanton zu Kanton stark unterscheiden? Ging es darum, die Folgen von Corona solidarisch und gemäss SP-Doktrin landesweit möglichst gleichmässig zu verteilen? Oder scheiterte der lokale Shutdown an der Rivalität der Stände untereinander?

Wenn die Bergbahnen in Obwalden laufen, weil es dort nur wenige Corona-Fälle gibt, während sie in einem Kanton mit hohen Fallzahlen wie Graubünden stillstehen, sorgt das für Ärger. Engelberger, der die Leitung der GDK am 1. Juni von Hanselmann übernommen hat, sagt dazu: «Die unterschiedlichen kantonalen Regime wurden in der Öffentlichkeit skeptisch beurteilt. Daraus entwickelte sich eine Dynamik zur Vereinheitlichung der Massnahmen.» Er erinnert daran, dass die Fallzahlen im Frühjahr massiv anstiegen. Bei derart akuten Krisen stehe der Bund in der Verantwortung.

Es fehlt das Personal

Jetzt haben die Kantone wieder mehr Kompetenzen. Und was passiert? Für das Aufspüren von Infektionsherden seien die Kantone schlecht aufgestellt, heisst es in Bern. Es fehle auch an dem dafür notwendigen Personal.

Statt die Probleme anzugehen, verlangen einzelne Kantonsärzte vom Bund sogar eine Maskenpflicht für den ganzen öffentlichen Raum. Und nachdem es auch Regierungsrätinnen wie Rebecca Ruiz (SP) aus der Waadt waren, die eine schnellere Lockerung des Corona-Regimes des Bundes forderten, bekommt man bei den Gesundheitsbehörden von Zürich zu hören, der Bund habe das Corona-Regime zu schnell gelockert.

Ist das nun ein Zeichen von Stärke des Föderalismus, wenn die stark betroffenen Kantone den Rest des Landes vor sich hertreiben? Oder sind die Kantone im Ernstfall einfach durchgefallen? ○

Rituale der Selbstreinigung

Von Hans Ulrich Gumbrecht — Das intellektuelle Klima in den USA erinnert an die Terrorjahre der Französischen Revolution. Schwarze Kollegen beklagen sich derweil über übertriebene Höflichkeit.

Meine ehemalige Universität übt sich in Ritualen der Selbstreinigung. Mitte Juni zum Beispiel wies die Dekanin der Schule für Geistes- und Naturwissenschaften an der Stanford University alle Hochschullehrer und Verwalter an, am 18. des Monats, dem nicht als Nationalfeiertag begangenen Datum der Sklavenbefreiung im Jahr 1865, mit der üblichen Arbeit auszusetzen. «Bei Fortzahlung von Gehalt und sämtlichen Versicherungsgebühren» sollten sie sich «Zeit nehmen für Selbstsorge, Nachdenken und Lernen von Möglichkeiten, wie ein(e) jede(r) dazu beitragen kann, Rassismus und Unrecht in unseren Gemeinschaften abzubauen».

Das sah aus wie ein in jeder Hinsicht gutgemeinter Befehl. Vor allem beeindruckte mich jedoch, dass er gleich mehrfach überflüssig war. Einmal, weil zu Covid-19-Zeiten ohnehin jeder Angestellte neue Freiheiten bei der Arbeitseinteilung nutzen kann. Zweitens, weil man ja weiss, dass «Selbstsorge und Nachdenken» keine Aktivitäten sind, über die sich zeitlich verfügen lässt wie über Bügeln und Vokabel-Lernen. Sie stellen sich ein oder nicht, unabhängig vom Zeitplan. Vor allem aber steht mit Rassismus verbundenes Unrecht kaum im Vordergrund der Probleme einer Campus-Gemeinschaft wie Stanford.

Eher versichern afroamerikanische Kollegen täglich, wie sie sich – wenn überhaupt – belästigt fühlen vom *inverted racism*, einer exzessiven, bei uns weissen Akademikern zur Norm gewordenen Höflichkeit im Umgang mit ihnen.

Eitle Wettbewerbe

Niemand übersieht die inhaltliche Leere und auch die Wirkungslosigkeit solcher Zwänge, und trotzdem unterwerfen wir uns ihrem Strom. Dieses Klima erinnert, wie neulich das *Wall Street Journal* einwarf, an die Terrorjahre der Französischen Revolution. Einerseits eitle Wettbewerbe um Tugend-Wachsamkeit (*vigilance*), wenn Doktoranden ohne Minderheitenstatus drängen, «nun endlich den Nachkommen der ehemals Entrechteten Jahrhunderte der Ausbeutung zurückzahlen zu dürfen». Andererseits die reale Gefahr, einschneidend für Haltungen bestraft zu

werden, die zu den Pflichten eines denkenden Menschen gehören: wie ein Theologe des renommierten Massachusetts Institute of Technology, der seine Stelle verlor, weil er öffentlich auf der Relevanz der Vorbestrafungen im Leben von George Floyd bestand. Selbst afroamerikanische Denker müssen mit verengten Räumen für komplexes Denken auskommen.

Inzwischen haben sich die Formen der Selbstreinigung vom Rassismus in etwas flacheren Wellen global verbreitet und sind dabei noch banaler geworden. Gibt es denn irgendeine Gesellschaft im 21. Jahrhundert, in der demografisch relevante Gruppen auf Rassismus



«Protest ist patriotische Pflicht»: Alabama, 1963.

setzen? Produziert die folgenlos laute Identifikation mit den Afroamerikanern irgendwo mehr als das individuell wie kollektiv gute Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen? Wer sich in dieser Stimmung suhlt, sieht bald keinen Anlass mehr, auf politische Veränderungen zu drängen – und deshalb bleiben die selbstgerechten Rituale nicht nur wirkungslos, sondern verhärten den Status quo.

Ob solche Stagnation den europäischen Gesellschaften schadet, will ich nicht beurteilen. Denn an die Stelle von Solidarität mit den angeblichen Opfern anderer Länder sollte eine bedingungslose Konzentration auf die jeweils eigenen Probleme treten. Unsere amerikanische Gesellschaft ist zweimal schon mit dem Projekt gescheitert, die rechtliche Gleichstellung der schwarzen Bevölkerung in eine existenziell (und auch statistisch) greifbare Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage umzusetzen: nach dem Bürgerkrieg und der Auf-

hebung der Sklaverei ebenso wie nach der Bürgerrechtsbewegung der sechziger Jahre. Es kommt also darauf an, dass ein halbes Jahrhundert nach dem Tod von Martin Luther King die Kraft zur realen Veränderung nicht ein drittes Mal steckenbleibt.

Armut führt überall zu höheren Kriminalitätsraten, doch die Privatisierung der amerikanischen «Gefängnisindustrie» (schon die Existenz dieses Begriffs sollten wir als Stigma erleben) setzt als Sonderphänomen die Chancen herab, ein problematisch gewordenes Leben umzukehren. Mit der notwendigen Reform in der Ausbildung und beim Einsatz von Polizisten wird es deshalb nicht getan sein. Und die Stabilisierung der bloss auf der Oberfläche antirassistischen Selbstreinigungsrituale erhöht, wie gesagt, eher die Wahrscheinlichkeit eines dritten historischen Fehlschlags bei der strukturellen Veränderung.

Neuer Staat, neue Gesellschaft

Immerhin ist die Energie der Proteste, die durch akademische Choreografien nicht vermittelt wird, seit dem Tod von George Floyd lebendig geblieben. An jedem Wochenende und an jedem sommerlichen Feiertag versammeln sich überall im Land nach Rasse, Bildung und Einkommen durchaus heterogene Gruppen vor allem junger Amerikaner, um Veränderung zu fordern. Weil sie sich weder auf elektronische Kommunikation umleiten noch durch Corona-Verordnungen auflösen lassen, schliesst ihre Präsenz im Raum das Potenzial von Gewalt ein. Je weniger dieses Potenzial in Akte von Rache umschlägt und doch unsere Politiker auf verschiedenen Ebenen unter Druck hält, desto mehr konkrete Hoffnung

auf Umbruch besteht.

Dass sich dabei nur selten kohärente politische Strategien und spezifische Forderungen abzeichnen, gehört zu den Stärken einer Bewegung, die auch alle beflissenen Regeln für friedlichen Protest oder für Diskussion im öffentlichen Raum ignoriert. Nicht eine Reform im gegebenen staatlichen Rahmen will sie, sondern einen anderen Staat und eine neue Gesellschaft. «Protest ist patriotische Pflicht», las ich auf einem Plakat. In so einem Satz lebt der amerikanische Traum fort. Seit dem Sieg über die Kolonialmacht im achtzehnten Jahrhundert pulsiert dieser als Sehnsucht nach der Unabhängigkeit und nach dem Glück aller Bürger, statt sich mit bestehenden Formen von Staatlichkeit zu arrangieren.

Hans Ulrich Gumbrecht ist ein deutsch-amerikanischer Romanist und Albert-Guérard-Professor in Literature, Emeritus an der Stanford University.

Deutschland zahlt die Rechnung

Die international erfahrene Ökonomin Beatrice Weder di Mauro hält eine neue Kooperation in Europa mit einer Schuldenaufnahme durch die EU-Kommission in der Corona-Krise für dringlich.

Von Beat Gygi

Beatrice Weder di Mauro zählt zu den bekanntesten Ökonominen in Europa. Sie hat an der Universität Basel Wirtschaft studiert und bei Silvio Borner promoviert. Nach der Habilitation in Basel sowie Forschungsaufenthalten wirkte sie 2001 bis 2018 als Professorin für Internationale Makroökonomie an der Universität Mainz. 2003 wurde sie als erste Nichtdeutsche, erste Frau und jüngstes je gewähltes Mitglied in den Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, das Gremium der «fünf Wirtschaftsweisen», berufen.

Nach dem Austritt 2012 nahm sie Einsitz im Verwaltungsrat der UBS. Auch bei den Unternehmen Robert Bosch und Bombardier ist sie als Verwaltungsrätin engagiert, und frühere Mandate im Aufsichtsgremium hatte sie bei der Ergo-Versicherungsgruppe, bei ThyssenKrupp und Roche. Seit 2019 ist die schweizerisch-italienische Doppelbürgerin Professorin am Graduate Institute in Genf sowie an der Business School Insead Singapur und des Weiteren Präsidentin des wissenschaftlichen Netzwerks Centre for Economic Policy Research (CEPR) in London. Das Gespräch führen wir telefonisch zwischen Zürich und Singapur.

Frau Weder di Mauro, aus Ihrer Erfahrung als Ökonomieprofessorin, als langjährige Wirtschaftsweise in Deutschland und Verwaltungsratsmitglied mehrerer Grossunternehmen – können Sie ungefähr sagen, wie lange die Corona-Wirtschaftskrise noch dauert und wie schlimm sie ist?

Ich bin vor kurzem gebeten worden, die Welt in zwei Jahren vorherzusagen, und habe sie mit zwei Szenarien ausgemalt. Im allerbesten Fall werden wir eines Morgens im Juli 2022 aufwachen und sehen, dass wir wieder zurückgefunden haben in eine Welt, die so ähnlich aussieht wie die vor dem Ausbruch der Corona-Pandemie. Beispielsweise werden wieder Reisen ohne allzu grosse Umstände möglich sein. Es wird wahrscheinlich auf der Welt noch etliche Viren- und Krisenherde geben, aber die sind so weit identifiziert und isoliert, und ein grosser Teil der

Weltbevölkerung ist bereits gegen das Virus immunisiert dank dannzumal verfügbarer Impfung. Ein positiver Effekt: Man hat gelernt, dass man sich nicht für jedes Meeting in ein Flugzeug setzen muss, und Länder haben gelernt, dass sie gewisse Krisen nur gemeinsam angehen können.

Und im schlechteren Szenario?

Im schlechtesten Fall befindet sich die Weltwirtschaft auch noch in zwei Jahren in einer Rezession, die Wachstumsaussichten sind trüb, und es kommt zunehmend zu sozialen Konflikten.

Worauf kommt es jetzt an? Muss man eine zweite Ansteckungswelle befürchten oder bekämpfen?

Solange es keine Impfung gibt, sind neue Ansteckungswellen jederzeit möglich. In Singapur, wo ich zurzeit lebe, hat man gerade die zweite Welle hinter sich und ist nun umso vorsichtiger. Wir wissen aus der neueren Forschung, die ökonomische und epidemiologische Ansätze kombiniert, dass viele Menschen aus eigenem Interesse vorsichtig sind. Freiwillig achten sie auf soziale Distanz und meiden gewisse Aktivitäten, was die Ausbreitung des Virus hemmt. Aber dennoch klaffen individuelles und sozial erwünschtes Verhalten rasch einmal auseinander.

Risikiert man in Europa jetzt Anfängerfehler?

Risikiert man in Europa jetzt Anfängerfehler?

Die Anfangsfehler waren, die Ausbreitungsgeschwindigkeit des Virus zu unterschätzen. Als es in der Lombardei anfang, da dachten viele, das gehe uns nichts an. Dann wurden plötzlich Grenzen geschlossen und Maskenlieferungen unterbunden. Das sollte Europa gelernt haben, dass ein unkoordiniertes Vorgehen der falsche Weg ist. Mit Blick auf eine allfällige zweite Welle in Europa wird sehr viel davon abhängen, ob Ansteckungsherde lokal begrenzt werden können. In diesem Fall kann man die Wirtschaftsprognosen wohl in Richtung Optimismus revidieren, wie es etwa das Staatssekretariat für Wirtschaft für die Schweiz kürzlich getan hat. Hingegen hat der Internationale Währungsfonds gerade letzte Woche seine Prognose für die Weltwirtschaft nochmals massiv nach unten korrigiert, denn

werden können. In diesem Fall kann man die Wirtschaftsprognosen wohl in Richtung Optimismus revidieren, wie es etwa das Staatssekretariat für Wirtschaft für die Schweiz kürzlich getan hat. Hingegen hat der Internationale Währungsfonds gerade letzte Woche seine Prognose für die Weltwirtschaft nochmals massiv nach unten korrigiert, denn

jetzt gibt es immer neue Herde in den Schwellen- und Entwicklungsländern. Es gibt noch ein grosses Potenzial für menschliche und wirtschaftliche Katastrophen.

Sie haben Mitte März, praktisch mit Beginn der Lockdowns, zusammen mit Ihrem Kollegen Richard Baldwin im Rahmen des Ökonomen-Netzwerks CEPR eine Art ökonomisches Rezeptbuch online veröffentlicht mit dem Titel «Mitigating the Covid Economic Crisis: Act Fast and Do Whatever it Takes». In fünfundzwanzig Aufsätzen legten da prominente Ökonomen dar, was nun zu tun sei. Der Grundtenor: Regierungen müssen rasch und mit grossen Gesten handeln, die Wirtschaft grosszügig stützen, nicht kleckern. Haben Sie damit Wirkung erzielt?

Wir haben damals in ganz rascher Folge zwei Bücher zusammengestellt mit prominenten Autoren aus dem Kreis der rund 1500 Wissenschaftler des CEPR-Netzwerks. Das war sehr früh in der Krise und vor allem sehr früh für die europäische Diskussion, denn damals gab es noch die Vorstellung, das Pandemie-Thema betreffe vor allem Asien und ansatzweise Italien und den Iran. Dass Europa massiv getroffen werden könnte, war noch nicht im breiteren Publikum angekommen; insofern war dieses Buch ein Vorreiter. Es wurde über 50 000 Mal heruntergeladen, was für eine wissenschaftliche Publikation sehr viel ist.

Und inhaltlich?

Die Botschaft, die Regierungen sollen tun, «whatever it takes», ist in der Politik durchaus angekommen. In dem Sinne sehe ich es als eines meiner erfolgreichsten Bücher an. «Whatever it takes» heisst ja eigentlich, dass die Regierungen alles unternehmen sollen, um die Schäden, die sie mit den Lockdowns verursacht haben, auszugleichen.

Ja, es ging darum, die Konsequenzen des Lockdowns auf Einkommen, Beschäftigung und Unternehmen so gering wie möglich zu halten. Als klar wurde, dass die Epidemie nicht regional begrenzt werden konnte, blieb nur der nationale Lockdown, und die meisten Regierungen haben dann unglaublich rasch gehandelt.

Zu Lasten vieler Unternehmen, die einfach geschlossen wurden.

Den meisten war klar, dass, medizinisch begründet, ein gewisser Stillstand weiter Teile der Wirtschaft verordnet werden und dass dessen hohe ökonomische Kosten folglich



Wissenschaftlerin Weder di Mauro.

«Ökonomen nennen das einen exogenen Schock.»



«Sichtbare Vorreiterrolle.»

grossteils der Staat übernehmen musste. In Ländern wie Deutschland wurden deshalb fast unbeschränkt Garantien ausgesprochen für Unternehmen und deren Liquiditätsversorgung.

Deutschland hat ja sogar weit über das Land hinaus Garantien abgegeben, nämlich im Zusammenhang mit dem jüngsten riesigen Stützungspaket der EU, dessen Finanzlast es zu grossen Teilen trägt. Ist das in Ordnung?

Ja, die europäischen Länder haben gelernt, dass es sehr vieles gibt, das sie alleine nicht stemmen können, sondern nur in gemeinsamer Anstrengung. Dass die europäische Zusammenarbeit in vielen Bereichen gestärkt werden muss, wurde in der Corona-Krise in neuer Form klar.

Die deutsche Regierung hat sich in der EU doch traditionell gegen mehr Umverteilung zwischen den Mitgliedern gewehrt und darauf gepocht, dass jedes Land selber für seine Finanzen verantwortlich sein soll.

Deutschland hat gerade dieser Tage die Ratspräsidentschaft der EU übernommen, es hat im eigenen Land ein massives Stimulierungsprogramm umgesetzt und angekündigt, sich dafür einzusetzen, dass das EU-Wiederaufbauprogramm umgesetzt

wird. Man wusste schon vorher, dass Deutschland viel zu verlieren hätte, falls die Gemeinschaft auseinanderfiel. Aber nun nimmt Deutschland eine sichtbare Vorreiterrolle ein und stellt sich an die Spitze der Gemeinschaft und spricht sich deutlich für Kooperation aus. **Welcher Art ist diese Kooperation? Viele Experten, vor allem Ökonomen, warnen ja vor Vergemeinschaftung und Umverteilung in der EU, weil dies das Trittbrettfahren intensivieren und die wirtschaftliche Entwicklung der Länder eher bremsen als beleben könnte.**

Das sind primär die Argumente aus der letzten Krise, die da noch nachklingen, das sind Töne aus dem Streit in der Euro-Krise und in der Schuldenkrise. Heute geht es um etwas anderes.

Wie muss man sich das vorstellen?

In der Euro- und der Schulden-Krise gab es relativ klare Nord-Süd-Fronten in der Debatte: «Der Süden» sah die Schuld bei den Finanzmärkten, die zu Herdenverhalten neigten, und bei der Konstruktion der Euro-Zone, die zu wenig robust war. «Der Norden» sah die Schuld fast ausschliesslich bei den angeschlagenen Ländern selber, bei einem unverantwortlichen oder unvorsichtigen Verhalten vor allem in der Finanzpolitik.

Also die Notlage als eine Art berechnete Strafe?

Ja, so etwa. Aber genau das kann man heute nicht sagen. Das Grundproblem ist ja die Pandemie. Die durch das Virus ausgelöste Wirtschaftskrise kommt sozusagen als Schlag von aussen, Ökonomen nennen das einen exogenen Schock.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel?

Ja, einer, der Tüchtige und Nachlässige gleichermaßen trifft und eine Wirtschaftskrise auslöst. Ich unterrichte und forsche seit dreissig Jahren zum Thema Finanz-, Währungs- und Schuldenkrisen. Die normalen Krisen haben wirtschaftliche Ursachen.

Aber Deutschland bezahlt ja nun einen überproportionalen Anteil des EU-Stützungsprogramms, von dem andere Länder viel mehr profitieren, das läuft doch auf eine Umverteilung und eine Vergemeinschaftung der Schulden und Verantwortlichkeiten hinaus.

Was jetzt geplant ist, ist eine supranationale Verschuldung durch die Europäische Kommission. Das ist die richtige fiskalische Instanz, um gemeinsame Probleme zu lösen. Die Länder der EU haben ein gemeinschaftliches Interesse daran, dass die Wirtschaft wieder in Gang kommt und dass der Binnenmarkt nicht beschädigt wird.

Dann sehen Sie die EU jetzt eigentlich in der Nähe eines Bundesstaates, auf dem Weg der Zentralisierung?

Es ist noch offen, ob dies zu einer längerfristig stärkeren Zentralisierung der EU führen wird, denn die Ausweitung der EU-Budgets ist temporär, auf diese Krise bezogen. Aber es ist deutlich geworden, dass etwa in einer Pandemie ein koordiniertes Vorgehen besser ist, als wenn die einzelnen Länder (oder Teilstaaten) es für sich allein probieren und dabei die Auswirkungen auf die Nachbarn zu wenig berücksichtigen. Zudem ist auch deutlich geworden, dass man sich in der Euro-Zone bisher zu stark auf die Europäische Zentralbank verlassen hat, dass diese mit der Geldpolitik eingreife, Länder und Märkte stütze, während die Finanzpolitik ein schwacher Faktor geblieben ist. Dieses Ungleichgewicht wird nun ein wenig korrigiert.

Wie haben Sie eigentlich in dieser Zeit die Schweiz wahrgenommen?

Es war plötzlich zu spüren, dass die Schweiz eine Regierung hat, die im Notfall aktiv und sichtbar werden kann. Ich war auch von der sachlichen Arbeit in den Bundesämtern beeindruckt. Ich habe erlebt, wie die Wirtschaftsstützungsmaßnahmen nüchtern analysiert, die Diskussionen sehr ernsthaft geführt, aber dann auch schnell weitgehende Entscheide gefasst wurden. Oft konnte ich bei ähnlichen Beratergruppen nachher in anderen Ländern vorbringen, wie man in es der Schweiz gemacht und was sich bewährt hat.

Erfolgsvolk Vandalen

Gestürzte Denkmäler, verwüstete Innenstädte: Die Rede vom Vandalismus ist allgegenwärtig. Mit den antiken Vandalen hat das wenig zu tun. Sie waren keine blindwütigen Zerstörer, sondern erschufen in Afrika gegen erbitterten Widerstand der Römer ein eigenes Reich. *Von Konrad Vössing*



Vierzehn Tage lang reiche Beute: Vandalen in Rom.

Waren die echten, die historischen Vandalen eigentlich «Vandalen»? Historiker verneinen das seit langem. Unausrottbar scheint dieser Mythos, der zwar erst im 18. Jahrhundert entstanden ist, durch den die Vandalen aber überall in der Welt als Zerstörer gelten. Mit der Realität des 5. Jahrhunderts hat er nichts zu tun. Sicher, König Geiserich hat 455 n. Chr. Rom erobert. Vierzehn Tage lang machten die Vandalen reiche Beute. Zu ziellosem «Vandalismus» kam es aber gerade nicht.

Der Vandalismusvorwurf entwickelte sich aus europäischen Proto-Nationalismen, die den alten Gegensatz von Römern und Barbaren nutzten. Dass es unter allen «barbarischen» (das hiess eigentlich nur: nicht zum Römischen Reich gehörigen) Germanen gerade die Vandalen traf, lag nicht an ihrem Verhalten, sondern eher an ihrem völligen Untergang: Es gab keine Erben, die protestierten, als im Zuge von Konflikten innerhalb der Französischen Revolution die Kulturzerstörung durch radikale Jakobiner mit dem neuen Wort *vandalisme* gebrandmarkt wurde.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit löste sich dieses aus seinem Kontext und wurde zum multifunktionalen Schimpfwort, über alle nationalen Grenzen hinweg. Die historische Färbung suggeriert dabei eine falsche Prägnanz. Tatsächlich ist der Begriff vollständig enthistorisiert, denn was die neuzeitlichen «Vandalen» zu ihren Zerstörungen motiviert, bleibt völlig offen. Eigentlich ist alles möglich: Langeweile,

Wut, Provokation, aber auch ideologische Aussagen unterschiedlicher Richtung.

Unabhängig von dieser Ehrenrettung (die den verschwundenen Vandalen nichts mehr nützt und an ihrer negativen Prominenz nichts ändern wird) lohnt es, sich mit den Vandalen zu beschäftigen. Drei Aspekte sind es vor allem, die bei näherer Betrachtung regelrecht faszinieren können: ihr langer Weg nach Afrika, ihre erfolgreiche Reichsbildung und ihr vergeblicher Versuch, unabhängig und eigenständig zu bleiben als neue Herren einer zahlenmässig weit überlegenen romanischen Bevölkerung.

Verhasste Eindringlinge

Welche Strecken die Vandalen – Männer, Frauen, Kinder und alte Leute – in wenigen Jahrzehnten zurückgelegt haben, zeigt die Karte: Nachdem sie zu Beginn des 5. Jahrhunderts irgendwo in Mitteleuropa ihren Marsch begonnen hatten, überquerten sie 406/407 den Rhein, zogen zwei Jahre durch Gallien, überwand die Pyrenäen, bevor dann 411 eine kurze Phase der Ortsfestigkeit folgte. In all diesen Jahren waren die Vandalen verhasste Eindringlinge im Römischen Reich. Sie mussten sich ihren Lebensunterhalt erkämpfen und hoffen, nicht von grösseren trainierten Kampfverbänden gestellt zu werden.

Dies widerfuhr ihnen dann in Gestalt der schon vor mehreren Jahrzehnten ins Römische Reich gekommenen (und im römischen Militärdienst geformten) Goten. Nur mit grossem

Glück überlebte ein vandalischer Teilstamm. Auch eine Schlacht gegen ein römisches Heer überstand man. Und da die Aufmerksamkeit Roms (genauer: Ravennas, der damaligen Hauptstadt) durch Thronstreitigkeiten gebunden war, stand den Vandalen schliesslich fast unvermutet das offen, wovon sie, wie übrigens auch die Goten, immer geträumt hatten: der Weg nach Afrika.

Das afrikanische Provinzialgebiet Roms (der heutige Maghreb) war mit seinen üppigen Oliven- und Getreideernten sagenhaft reich, und dieser Reichtum hatte sich jahrhundertlang fast ungestört entwickeln können. Dennoch war für die Vandalen (die Quellen sprechen von insgesamt 80 000 Menschen) mit der Überquerung der Strasse von Gibraltar im Jahr 429 die Wanderung nicht zu Ende. Ziel war ja nicht das heutige Marokko, sondern die fruchtbaren Felder im nördlichen Tunesien und nordwestlichen Algerien; es lagen also erneut viele hundert Kilometer vor ihnen.

Am Ende gelang es ihnen nicht nur, die Versorgungsprobleme zu lösen (auf Kosten der ansässigen Bevölkerung natürlich) und sich gegen die römische Verteidigung zu behaupten, man errang auch einen ersten Vertrag mit Ravenna, den man bei nächster Gelegenheit eiskalt brach, und brachte die Metropole Karthago in seinen Besitz (439), um sie und alle Eroberungen für die folgenden hundert Jahre nicht wieder herzugeben.

Geiserich, eine exzeptionelle Herrschergestalt, unter der die Vandalen das afrikanische Abenteuer bestanden, gründete ein Königreich (das *regnum Vandalorum*), das bis zu seinem Tod im Jahr 477 an Macht, Stabilität und Struktur zunahm, gegen den Widerstand des Weströmischen Reiches; gerade der Verlust Afrikas hatte dieses entscheidend geschwächt.

Dennoch standen Geiserichs Nachfolger vor einem Problem, das sich als unlösbar erwies. Um Vandalen zu bleiben und ihr Reich behaupten zu können, schien es ihnen nötig, die kulturellen, religiösen und militärischen Abgrenzungen scharf zu halten, die sie jedoch auch isolierten. Als Kaiser Justinian die Vandalen 533 angreifen liess, standen sie völlig allein.



Konrad Vössing ist Professor für Alte Geschichte an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Er hat mehrere Bücher über die Vandalen veröffentlicht, zuletzt «Die Vandalen», C. H. Beck, 128 S., Fr. 15.90.

Unruhestifter vom Dienst

Michel Huissoud eckt als Finanzkontrolleur des Bundes immer wieder an. Kritiker werfen ihm Grenzüberschreitungen vor, den Steuerzahlern hat er einiges gebracht. *Von Beat Gygi*

Mitten in der Stresszeit des Kampfes gegen die Corona-Pandemie hat Michel Huissoud als Chef-Finanzkontrolleur den Kollegen vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) einen Rippenstoss versetzt, der auf den ersten Blick wie eine Störung wegen Nebensächlichkeiten aussehen mag. Der schon wieder, denken einige. Vorige Woche hat die Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK) ihre bereits im Vorjahr durchgeführte Prüfung zum Stand der Arbeiten bei der Einführung des elektronischen Patientendossiers veröffentlicht. Der EFK ging es um die Frage, «ob die wesentlichen Herausforderungen für eine erfolgreiche Einführung bekannt» seien und ob sie «angemessen kommuniziert, adressiert und überwacht» würden.

Die wenig schmeichelhafte Antwort: Die wesentlichen Probleme und Risiken seien erkannt, geeignete Strukturen für deren Behebung jedoch nicht vorhanden. Nachdem sich die schweizerischen Gesundheitsinformationssysteme in der Corona-Zeit als mangelhaft erwiesen haben, ist dieser Bericht ein zusätzliches Alarmsignal für die Zukunft. Es gibt gravierende Unklarheiten zu Kompetenzen und Ausbausritten beim elektronischen Patientendossier sowie starke Verzögerungen gegenüber dem ursprünglichen Zeitplan, die unter anderem dem Bundesamt und anderen Bundesstellen anzulasten sind. 2017 wurde im Gesetz festgelegt, dass das elektronische Patientendossier bis April 2020 eingerichtet sein soll. Die stationären Leistungserbringer, also Spitäler und Kliniken, sollten somit heute bereit sein, mit diesem neuen Instrument zu arbeiten und Patientendaten in das elektronische Dossier hochzuladen. Die Einrichtungen sind jedoch erst bruchstückweise vorhanden, die regionalen Strukturen nicht funktionsfähig. Vielleicht ist ein Start im Sommer 2021 möglich.

Inhaltliche Zustimmung

Der 62-jährige Genfer Jurist und Revisionsexperte Huissoud ist eine Art Unruhestifter im öffentlichen Sektor, Verwaltungsleute und Parlamentarier kritisieren ihn oft als zu offensiv in der Informationspraxis und zu stark auf öffentliche Aufmerksamkeit erpicht. Huissoud, der seit 1988 in der Finanzkontrolle arbeitet und seit 2014 deren Direktor ist, führt eine Einheit, die selbständig arbeitet, also keiner direkten Kontrolle untersteht. Aus der Verwaltung und der Politik kommt jedoch immer wieder das Argument, Huissoud überschreite die Grenzen, die der Finanzkontrolle vom Gesetz her gesetzt seien.

Besonders gereizt war die Stimmung in der Verwaltung Anfang 2018, als die EFK kurz vor einem Abstimmungstermin die Legalität von Rückstellungen des Finanzdepartements im Umfang von zwei Milliarden Franken in Zweifel gezogen hatte. Auch andere Initiativen des Kontrolleurs stiessen auf Widerstand. So wehrte sich die zur Hälfte bundeseigene Swisscom zusammen mit Parlamentariern jüngst dagegen, dass die Finanzkontrolle das Unternehmen unter die Lupe nehmen dürfe. Kürzlich schaltete Huissoud die EFK direkt in die Corona-Politik des Bundes ein, als man entschied, die Behörde solle die Flut der



Stachel im Fleisch: Jurist Huissoud.

blitzartig vergebenen Corona-Kredite genauer anschauen.

Viele stimmen Huissoud trotz Vorbehalten gegenüber seiner Zugriffbarkeit oft inhaltlich zu, denn Steuerzahlern und Bürgern könnten seine Vorstösse einiges bringen. Im Fall des Rüstungskonzerns Ruag trugen relativ hartnäckige Ermittlungen der EFK dazu bei, dass der Subventionierung des zivilen Geschäfts durch überhöhte Preise bei der Belieferung der Schweizer Armee letztlich durch die Aufspaltung des Konzerns ein Ende gesetzt wurde. Im Zusammenhang mit dem elektronischen Patientendossier gab es nun auch Applaus; Fachleute sagten, Huissoud habe ihr Vertrauen in den Staat wieder gestärkt, nachdem sie schon befürchtet hätten, das ganze Gesundheitsprojekt verliere sich in Informatik-Wirrwarr und Unergiebigkeit. ○

Forschung

Es war die ETH

China soll eine Schweizer Firma in den Ruin geführt haben. Die Geschichte begann aber am PSI.

Am Wochenende hat die *NZZ am Sonntag* den Fall zur Sprache gebracht: «China zieht Schweizer Technologie aus Pionierfirma ab», beklagte das Blatt. Im Jahr 2017 habe «ein chinesischer Staatskonzern die Kontrolle» über das jetzt konkursite Ingenieurbüro Schaer Proton in Flaach ZH übernommen, und: «Das Know-how bleibt in China.» Gründer Hugo Schär lässt sich zitieren, er habe sich in den letzten Monaten gefühlt «wie ein Uigure im Umerziehungslager». Die Aargauer CVP-Nationalrätin Marianne Binder-Keller wettete auf Twitter: «Wie lange schauen wir noch tatenlos zu, wie unsere Wirtschaftspenalen verscherbelt werden?»

Vielleicht sollte sich Frau Binder-Keller zuerst in der Nähe umschauchen. Im Aargau ist nämlich das Paul-Scherrer-Institut (PSI) beheimatet, und hier nahm das traurige Ende von Schaer Proton seinen Anfang. In einer abenteuerlichen geschäftlichen Spitzkehr entschied das PSI im Jahr 2014, eine neue, über 12 Millionen Franken teure Einrichtung für die Strahlenbehandlung mit Protonentherapie nicht mehr mit Schaer zu realisieren, sondern mit der amerikanischen Firma Varian. Das Projekt wurde mit Geldern aus dem Lotteriefonds des Kantons Zürich umgesetzt und in einer freihändigen Vergabe bei Nacht und Nebel nach Amerika vergeben.

Bei dieser Auftragsvergabe stellen sich Fragen (*Weltwoche* Nr. 18/19, «Mesots heikler Protonen-Deal»): Warum beendete das PSI einseitig die Zusammenarbeit mit Schaer, nachdem das Zürcher KMU seit den Anfängen der Protonentherapie in den neunziger Jahren stets der Partner für die technische Realisierung gewesen war? Warum übergab die PSI-Führung die Empfehlung des Projektleiters, weiter mit Schaer zusammenzuarbeiten? Warum veröffentlichte das PSI den Zuschlag an die Amerikaner nicht, wie es das öffentliche Beschaffungsrecht vorschreibt? Und warum entliess das PSI ein Kadermitglied, das das Vorgehen nicht mittragen wollte, und strafte dieses mit einem verheerenden Arbeitszeugnis fürs Leben? Der damalige PSI-Direktor Joël Mesot – heute Präsident des ETH-Rates – sagte, er «freue sich auf die neue Zusammenarbeit» mit der amerikanischen Varian. Der Rest ist schnell erzählt: Niemand mehr in der Schweiz wollte der ihres wichtigsten und prominentesten Kunden beraubten Ingenieurfirma Schaer Kapital geben. Im Jahr 2017 stiegen die Chinesen ein und holten die Technologie nach China. Die Totengräber sind aber nicht in erster Linie die Chinesen, sondern das PSI und sein früherer Direktor Joël Mesot. *Florian Schwab*

«Wir sind nicht konservativ»

Fast hätte es Joel Wicki, 23, zum ersten Innerschweizer Schwingerkönig seit 1986 gebracht. Wir trafen den Shootingstar zum Gespräch über Vorbilder, Trainings am Limit und schwule Schwinger. Von Roman Zeller

Nervös tippelt er auf und ab. In der Hand hält er seinen Znüni, ein Stück Brownie. Es ist neun Uhr. Joel Wicki hat eben ein Krafttraining absolviert. Wir treffen uns in Willisau, knapp eine Fahrstunde von Sörenberg entfernt, wo Wicki aufgewachsen ist. Er trägt ein T-Shirt, sein Haar ist kaum trocken, und die Hosen reichen knapp bis zu den aufgepumpten Waden.

«Hauptsache, wir machen vorwärts», sagt der Schwing-Shootingstar. Gelassen wirkt er nicht gerade, obwohl keine Schwingfeste anstehen. In der Corona-Zeit sind nur Trainings erlaubt, keine Wettkämpfe. Ob in dieser Saison überhaupt Feste stattfinden, ist ungewiss.

Im Ring ist Wicki der Kurz eigen, der schnelle, kräftige Zug, mit dem er die Gegner überascht. Ebenso temporeich verlief seine Karriere: 44 Kränze, dazu 11 Kranzfeste gewann der erst 23-jährige Innerschweizer, bis ihn die Pandemie stoppte.

Immerhin, so Wicki, habe er jetzt Zeit für anderes, den Beruf, die Familie, Kollegen – und für seine Freundin, mit der er seit vier Jahren zusammen sei und der er, wie er sagt, versprochen habe, pünktlich zum Mittagessen zu erscheinen. Deshalb die anfängliche Eile, von der er sich während des Gesprächs löst.

Herr Wicki, Sie sind einer der zurzeit besten Schwinger, ein ganz Böser, wie man das in Ihrem Sport nennt. Gibt es etwas, wovor Sie sich fürchten?

Öhm...

Vielleicht Ihre Freundin, wenn Sie zu spät zum Zmittag kommen?

(Lacht) Nein, nein. Vor Menschen habe ich keine Angst. Es gibt Situationen, wo man keinen Ärger, kein Theater will. Ich versuche dann, einen Mittelweg zu finden, so dass es für alle passt.

Sonst keine Ängste? Nichts?

Gut, Schlangen müsste ich nicht unbedingt haben. (Lacht)

Wie wurden Sie zum furchtlosen Schwinger, der Sie heute sind?

Ich habe schon, als ich anfang, mit fünf, sechs Jahren, entweder etwas richtig oder gar nicht gemacht. Ich bin immer drangeblieben, bis es klappte. Ich lernte, mit Druck umzugehen, weil ich schon bei den Buben ziemlich gut war. Ich war immer Favorit und wusste, ich muss mental stark sein, um zu gewinnen.

Wann haben Sie sich entschieden, aufs Schwingen zu setzen?



«Die inneren Werte, der Wille zählen»: Athlet Wicki in Willisau.

Das war ein fließender Prozess. Ich ging in jedes Training, machte immer mehr als andere. Mit vierzehn, fünfzehn wusste ich, wenn ich noch einen Zacken zulege, dann schaffe ich den Übergang von den Junioren zu den Aktiven – trotz Lehre, Hausaufgaben, diesem und jenem nebenbei. Damals war ich immer unterwegs. Kollegen sagten: «Gopf, ich bewundere dich» – in dem Alter hätten sie das nie so durchgezogen. Sie gingen lieber in den Ausgang.

Fiel es Ihnen schwer, zu verzichten?

Wissen Sie, man kann nicht alles haben. Ich sage immer, die Zeit für Sport ist kurz. Das geht jetzt vielleicht noch zehn Jahre, und dann hast du's gesehen.

Faszination Schwingen: Was ist das bei Ihnen?

Schon der Kampf: Mann gegen Mann. Es ist aber kein Rivalen-, eher ein freundschaftlicher Kameradenkampf. Fairness ist das Wichtigste. Dass es die Nationalsportart ist und nicht auf der ganzen Welt nachgemacht wird, ist auch cool. Ich muss nicht um die halbe Welt reisen. Schwingen ist hier, und es ist etwas Spezielles.

Hatten Sie Vorbilder?

Als Kleiner? Kennen Sie den leider viel zu früh verstorbenen Studer Benno oder den Banz Ueli? Diese waren Idole bei uns im Klub. Das waren durchtrainierte Athleten, zu ihnen haben wir hochgeschaut. Bei ihnen gab's kein

«Jaja, Fünfter, Sechster, passt schon». Sie wollten gewinnen. Immer.

Sie bewunderten Lokalhelden anstatt die ganz Grossen? Abderhalden Jörg zum Beispiel, den dreifachen Schwingerkönig.

Zu ihnen haben wir auch aufgeschaut: Abderhalden, Grab Martin. Ich weiss noch, wie ich diese Stars an meinem ersten Eidgenössischen als Zuschauer sah. Ich dachte: Wow, die sind brutal parat. Aber verfolgt haben wir sie wenig. Wir orientierten uns an dem, was wir vor Augen hatten.

Selber gekämpft haben Sie am Eidgenössischen in Burgdorf. Mit sechzehn Jahren waren Sie der Jüngste. Mit siebzehn bodigten Sie erstmals einen Schwingerkönig. Wie war es, plötzlich bekannt zu sein?

Dadurch, dass ich bei den Jungen ziemlich gut war, hat man mich im Entlebuch schon früh gekannt.

Das Entlebuch ist Schwing-fanatisch: Haben Sie hier Groupies?

(Lacht) Das nicht gerade. Das interessiert mich auch nicht: Ich habe eine tolle Freundin. Aber viele Leute kommen und wollen mit mir reden. Extrem ist es, wenn ich am Abend weggehe. Dann wollen alle ein Foto. Dafür muss man der Typ sein, cool bleiben. Aber: Da kommt man rein. Erst als die Sache mit den Medien kam, dachte ich: Das ist speziell, will ich das?

Sie scheinen nicht der Typ, der sich wohl fühlt vor blitzenden Kameras.

Nein, so Sachen sind speziell. Ein Stück weit muss man es aber machen, auch für den Sport.

Und finanziell.

Jaja, das ist schon so. Aber ich sage immer, ich schwinde nicht fürs Geld, sondern aus Freude. Ich arbeite ja nebenbei, auch wenn ich vom Sport leben könnte.

Wie viel verdient ein Schwinger?

Millionen sind es nicht, das ist nicht unser Ding. Wir leben mittelständisch, bescheiden. Wir bekommen, was wir uns erarbeiten – sei es im Training, im Wettkampf oder im Beruf.

Würde das Preisgeld zum Leben reichen?

Nie. Christian Stucki, der Schwingerkönig, verdiente mit seinem Sieg am Eidgenössischen 30 000 Franken – ein rechter Lohn für zwei Tage Wettkampf. Was dahintersteckt, sieht man nicht: die vielen Schwingkeller-Besuche, Massagen, die Fahrten ins Training, das Essen ... Wir sind oft viel von zu Hause weg.

Am Eidgenössischen in Zug unterlagen Sie Stucki im Schlussgang. Erinnern Sie sich an Ihre Gefühlslage, bevor Sie seine Hose griffen? Er ist ein 1,98-Meter-Hüne, fast 150 Kilo schwer.

Ou, schwierig. In dem Moment bist du im Tunnel. Du denkst: Jetzt gehe ich da rein und zerze, reisse, was immer geht.

Rein physisch, wäre ein Sieg möglich gewesen? Sie sind viel kleiner und leichter.

Klar! Auch Stucki hat eine Lücke. Jeder hat sie, jeder kann verlieren. Meine Taktik war, ihn zu bearbeiten, abzuwarten, bis er müde wird und angeschlagen ist. Dann wollte ich angreifen, voll ziehen, bis ich ihn habe.

Als Sie auf dem Rücken lagen, jubelte die Berner Fankurve. Ähnlich euphorisiert sprangen bei Ihren Siegen davor Tausende Inner-schweizer von ihren Sitzen. Ein Stadion in Ekstase versetzen, wie fühlt sich das an?

Heikel. Denn es ist sehr schwierig, nicht mitzugehen, nicht aufzuspringen und mitzujubeln. Es gibt Leute, die schauen nur auf das.

Weil es als unsportlich gilt?

Genau. Beim Unspunnenfest 2017 überkam es mich, ich hatte Freude, weil ich einen Kampf gewonnen hatte. Ich war zwanzig, und ich meinte es nicht böse. Ich bekam ein paar schlimme E-Mails und Briefe, die mich schon trafen. Seither nehme ich mich zurück, putze dem Kameraden den Rücken ab. Erst dann freue ich mich.

Was machen Sie ausserhalb des Sägemehls? Wie schalten Sie ab?

Mit meinem Beruf als Baumaschinenmech. Mit Privatem: meiner Freundin, meiner Familie, Kollegen. Ich jage, geh' mit dem Vater fischen, der Bruder kommt auch viel mit.

Was für Musik hören Sie?

Ein bisschen alles, viel Ländler.

Lesen Sie Bücher?

Nicht so. Ich habe keine Zeit, um Bücher zu lesen.

Filme?

Ich schau' Netflix.

Welche Serie?

Die über Michael Jordan habe ich gut gefunden. Seine Art ist fast wie meine und die von Dani Hüsler, meinem Trainer.

Jordan sagt, er ordne alles dem Gewinnen unter.

So ist es. Als ich ihn trainieren sah, wie ehrgeizig er ist, musste ich sagen: «Gopferdelli, der Cheib hat recht! So möchte ich auch trainieren.» Er gab immer Vollgas, pushte jeden einzelnen Mitspieler.

Erzählen Sie von Ihren Trainings.

Um mit den Besten mitschwingen zu können, musst du immer ans Limit, in jedem Training. Es gibt Übungen, wenn ich da den Kopf nicht bei der Sache habe, ist mein Knie oder mein Rücken kaputt, die Schulter draussen – das ist so viel Gewicht. Selber merkt man das gar nicht, weil der Kopf immer sagt: Jaja, das geht schon. Wenn ich um sechs Uhr beginne, kommt es vor, dass ich zu schnell zu viel will. Mein Trainer sieht das und schraubt dann mit den Gewichten runter. Er muss mich bremsen, ich würde das selber nie zugeben.

Können Sie den perfekten Schwinger beschreiben?

Kameradschaftlich, fair, korrekt, diszipliniert. Mein Trainer Daniel Hüsler ist mir auch in diesen Punkten ein grosses Vorbild.

Und körperlich?

Darauf kommt es nicht an. Die inneren Werte, der Wille zählen. Das Sportliche ergibt sich.

Welches Klischee über Ihren Sport stört Sie am meisten?

«Konservativ» – ich glaube, das sind wir nicht. Wir sind für alle da und sehr offen.

Christoph Blocher sagte einst: «Das Eidgenössische ist für die Konservativen, was der 1. Mai für die Linken ist.»

Der Sport ist ein bisschen urchig, aber so ist er halt entstanden. Wir sind, wie wir sind. Mit uns kann man sich austauschen, wir sagen einander «Sali». Ich würde doch nicht vorbeilaufen und nichts sagen. Das ist bei uns unanständig.

Gibt es linke Schwinger?

Ou, das wüsste ich gar nicht. Ich glaube, wenn ja, werden sie toleriert.

Im Frühjahr outete sich Curdin Orlik als erster Homosexueller im Schweizer Spitzensport. Ausgerechnet ein Schwinger. Wie wurde das unter den Athleten aufgenommen?

Im ersten Moment hat man darüber gesprochen, bei einem Kaffee vielleicht. Orlik wurde aber nie ins Böse gezogen. Das ist gut so. Man darf jemanden nicht noch mehr plagen, wenn es für ihn stimmt.

Warum plagen?

Für ihn war das Outing sicher eine Qual. Ein Geheimnis so lange zu hüten, muss schlimm sein.

Am Eidgenössischen haben Sie gegen ihn geschwungen. Würden Sie ihn heute anders anpacken?

Überhaupt nicht. Er schwingt ja immer noch gleich, und er schwingt sehr gut. Ich glaube, das hat alles keinen Einfluss auf den Sport. Uns Schwingern ist das egal.

Schwing-Hype: Wie beurteilen Sie das?

Schwingen geht gerade mit der Zeit, und wir müssen aufpassen, nicht unsere Wurzeln zu verlieren. Schwingen muss der urchige Nationalsport bleiben. Am Eidgenössischen darf nicht irgendein Pop-Hit von einem Weltstar laufen. Das wäre falsch.

Die gigantischen Spiele von Zug waren eher ein Schritt in diese Richtung.

Die Begeisterung ist riesengross. Mir kommt es vor, wie wenn eine Kleidermarke neu rauskommt: Alle haben Freude und tragen sie, weil sie gerade in ist. Das kommt und geht.

Wie denken Sie über Ihre Heimat, die Schweiz?

Ein sehr vielfältiges Land, mit tollen Leuten, die begeistert sind von dem, was sie hier in der Schweiz erleben dürfen. Wir haben hier alles, was wir zum Leben brauchen.

Finden Sie, der Schwingsport verkörpert die moderne Schweiz?

Absolut. Bodenständig, urchig, fair, kameradschaftlich, und: neutral.

Was wünschen Sie sich für Ihre Zukunft?

Ich will sicher Kinder, irgendwann. Im Sommer beginne ich mit der *Buureschuel*. Es wäre ein Traum von mir, im Entlebuch einen Bauernhof zu haben. Priorität hat aber jetzt der Sport.

Neue Tyrannei in Grossbetrieben

Wer bei Corona, «Black Lives Matter», Feminismus oder Klimawandel eine vom Mainstream abweichende Meinung hat, lebt in Konzernen gefährlich.

Von Florian Schwab

Es sind plakative Fälle: Die Migros sortiert den Mohrenkopf aus, und die Post beendet die Zusammenarbeit mit einer Influencerin, die in den sozialen Medien die «Black Lives Matter»-Demonstration in Zürich kritisiert hatte. Man könnte diese Ereignisse einfach abhaken als isolierte Betriebsunfälle. Zahlreiche Gespräche, die die *Weltwoche* in den letzten Wochen geführt hat, zeigen allerdings, dass sich dahinter ein alarmierender Befund versteckt: Die Political Correctness ist dabei, die Schweizer Grossfirmen zu erobern.

Nehmen wir das Beispiel eines höheren Managers in einem börsenkotierten Unternehmen. Der Mann schätzt Donald Trump. Er hält die Angst vor dem Coronavirus und vor dem Klimawandel für übertrieben. Gemeinhin würde man ihn als konservativ bezeichnen. «Man muss wahnsinnig aufpassen, was man am Arbeitsplatz sagt», sagt er. Als er kürzlich an einem Team-Meeting geäussert habe, die Gefahr aufgrund des Coronavirus für die Schweiz werde überschätzt, sei die Betriebstemperatur um gefühlte zehn Grad gesunken. Das sei eine extreme Ansicht, fanden die Kollegen, ohne sich mit seinen Argumenten überhaupt beschäftigen zu wollen.

Eintrag im Personaldossier

Ein anderer junger Manager, der mit der SVP sympathisiert, sagt: «Meine politische Meinung offenbare ich höchstens gegenüber wenigen sehr guten Kollegen beim Feierabendbier.» Die SVP habe in vielen Unternehmen ein klares Image als «nicht wählbar». Man werde gegebenenfalls «rasch innerhalb des Unternehmens isoliert». Allzu pointierte Wortmeldungen könnten einen Eintrag im Personaldossier nach sich ziehen, der die weitere Karriere gefährde.

In Einstellungsgesprächen wird heute bei vielen Firmen abgetastet, wie man es denn mit dem Thema *diversity* halte, also mit der Idee, wonach eine Firma umso erfolgreicher ist, je unterschiedlicher nach Geschlecht, Hautfarbe und sexueller Orientierung sie ihre Belegschaft zusammenstellt. Die einzig erlaubte Antwort: *Diversity* ist gut und wichtig. Dabei gibt es ein weites Forschungsfeld, das den Einfluss dieses Faktors auf den Unternehmenserfolg wissenschaftlich analysiert – mit sehr unterschiedlichen Resultaten. Wenn man beispielsweise ein früher homogenes Team plötzlich nach *diversity*-Kriterien neu

zusammensetzt, scheint dies die Leistungsfähigkeit eher negativ zu beeinflussen.

Ein junger Mitarbeiter bei einer amerikanischen Unternehmensberatung erzählt, er erhalte fast wöchentlich ein Rundmail des Topmanagements aus den USA mit klaren politischen Parolen. «Früher war man im Betrieb weitgehend unpolitisch, jetzt setzen wir uns an die Spitze der «Black Lives Matter»-Bewegung.» Offenbar werde vorausgesetzt, dass die etlichen zehntausend Mitarbeiter politisch alle gleich denken. «Diese Mischung aus politischem Aktivismus und Diskussionsverweigerung finde ich problematisch.»

Wie hat es dieser Kulturkampf in kürzester Zeit in die schweizerischen Firmen geschafft? Wir sprechen mit einer Managerin, die in der Schweiz für einen internationalen Konzern tätig ist. Auch sie ist eher auf der rechten Seite des politischen Spektrums angesiedelt. Als Frau, sagt sie, könne sie sich mehr Meinungsfreiheit herausnehmen als ihre männlichen Kollegen. «Der alte weisse Mann hingegen hockt, wenn er klug ist, am besten aufs Maul.» Der Mechanismus sei ganz einfach: Es sei der Kapitalmarkt, der in Zusammenarbeit mit linken Nichtregierungsorganisationen (NGOs) die Hinwendung zu Themen wie Klimawandel und *diversity* bei den Firmen erzwingt. «Wer dabei nicht mitmacht, kommt einfach auf eine schwarze Liste und bekommt kein Geld mehr von den grossen institutionellen Anlegern.»

Wie man sich abhebt

Simon Aschermann, Kommunikationsberater bei Globeone in Köln, der auch Schweizer Firmen berät, sieht noch eine andere Kraft am Werk. «Die Öffentlichkeit, vor allem die Medien, erwarten heute, dass sich Firmen bei gesellschaftsrelevanten Themen positionieren.» Einen ähnlichen Druck gebe es auch von den Mitarbeitern – vor allem den jüngeren, die frisch von den Universitäten kämen. Das zeigten immer wieder Befragungen. Mit dieser Erwartungshaltung umzugehen, sei nicht im-



«Ausweichen funktioniert auf lange Sicht nicht.»

mer einfach. «Ausweichen funktioniert auf lange Sicht nicht.»

Dass gelegentlich solche Sachzwänge auftreten können, anerkennen auch die meisten von der *Weltwoche* befragten Kritiker. «Was wir allerdings beobachten, ist ein opportunistisches *race to the bottom* bei den politischen Aktionen von Firmen», sagt der zu Beginn zitierte Manager aus dem SMI-Unternehmen. Momentan könne jede Firma – oder deren Topmanagement – einen kurzfristigen Vorteil in der veröffentlichten Meinung herauschinden, indem sie den linken Kulturkriegern entgegenkomme. Langfristig sei das aber weder im Interesse des Unternehmens noch des Wirtschaftsstandorts.

Dass die Minderheit der Konservativen sich intern gar nicht mehr zu äussern traue, liege auch daran, dass in Politik und Verbänden niemand eine mutige Gegenposition zu dieser neuen Tyrannei einnehme. «Man hat nicht selten den Eindruck, weit und breit der Einzige zu sein.» Im gegenwärtigen Meinungsklima könne man nur eines tun: die Kollegen ermuntern, selber nachzudenken, anstatt die gerade angesagten Meinungen still zu übernehmen. Nur so entstehen schliesslich Möglichkeiten, wie sich das Unternehmen von der Konkurrenz abheben und langfristig erfolgreich sein kann. ○

Wie konnte das passieren?

Während der Corona-Krise erwachte bei Tieren im menschenleeren Zürcher Zoo der Jagdinstinkt, berichten Mitarbeiter. Ob Tigerdame Irina deshalb eine Pflegerin tödlich attackierte, ist unklar. Die Verantwortlichen um den neuen Direktor Severin Dressen mauern. *Von Thomas Renggli*

Im Zoo Zürich war am Montag alles wie immer: Die Löwen dösten auf den Felsen, die Nashörner suhlten sich im Sand. Auf den Picknickplätzen verteilten Eltern ihren Kindern Kuchen und Eistee. Über den Köpfen drehten Störche ihre Kreise. Es war alles wie immer – fast alles. Die Normalität endete vor der Anlage der Sibirischen Tiger: «Wegen eines tragischen Vorfalls bleibt dieser Bereich heute geschlossen.»

Seit vergangenem Samstag befindet sich der grösste Zoo der Schweiz im Krisenmodus. Die Dramatik der Ereignisse lässt sich an einem Aufruf der Stadtpolizei Zürich ablesen: Gesucht werden Zoobesucher, die sich am 4. Juli zwischen 13 und 13.30 Uhr bei der Tigeranlage aufgehalten haben. Grund: Eine 55-jährige Tierpflegerin wurde bei einer Attacke der Tigerdame Irina schwer verletzt. Sie verstarb noch am Ort des Dramas. Mehrere Zoobesucher, darunter ein Kind, sollen den Vorfall mitbekommen haben.

Am späten Nachmittag musste der neue Direktor Severin Dressen an der Seite der Polizeimediensprecherin Judith Hödl zu seinem wohl schwersten Gang antreten – an seinem vierten Arbeitstag notabene. Weil über den Verlauf des Vorfalls nichts Konkretes bekannt war, konnte Dressen nur seine Bestürzung ausdrücken: «Es ist tragisch, eine Mitarbeiterin auf diese Weise zu verlieren. Unsere Gedanken sind bei ihren Angehörigen.»

Krokodil verletzt Pflegerin

Der Fall wirft international hohe Wogen. Die deutsche *Bild*-Zeitung widmete ihm einen langen Artikel, mit Experteneinschätzung per Video: «Tiger sind Einzelgänger und gehören zu den gefährlichsten Raubtieren. Auch in Gefangenschaft legen sie ihr Jagdverhalten nicht ab.» Selbst in den USA schaffte es der Zürcher Zoo zu trauriger Berühmtheit.

Obwohl der 1929 eröffnete Tiergarten europaweit zu den führenden Zoounternehmen gehört, in jeder Beziehung durch hohe Standards besticht und zuletzt durch die Einweihung der Lewa-Savanne für viele positive Schlagzeilen sorgte, bleibt ein ungutes Gefühl. Schon im vergangenen Dezember war eine Pflegerin von einem Krokodil angegriffen und schwer verletzt worden.

Und nun ein Vorfall, der tödlich endete und viele Fragen aufwirft: Wie ist es möglich, dass sich Tier und Pflegerin gleichzeitig im selben Gehege befinden, obwohl dieses Szenario gemäss den Weisungen nie passieren dürfte? War es, wie vom Zoodirektor in den Raum gestellt, ein tragisches Missverständnis? War es ein technischer Mangel? War es Leichtsinns?

«Schuld ist immer der Mensch»

Beim Verband der Zoologischen Gärten in Berlin will man sich nicht auf Spekulationen

Das Prinzip der Sicherheit müsse immer zuoberst stehen. Strickler sagt dazu: «Bei mir war nie eine Person alleine für die Tierpflege oder die Reinigung einer Anlage zuständig. Es galt immer das Vieraugenprinzip.»

Wie verheerend eine Tigerattacke sein kann, erlebte Strickler 1988 in Bremen am eigenen Leib. In der Aussenanlage des Circus Roncalli wurde er von einer Raubkatze schwer verletzt. Dazu sagt er nüchtern: «Schuld ist immer der Mensch. Denn er nimmt für sich in Anspruch, intelligenter als das Tier zu sein.»



Drama statt Idylle: Amurtigerin Irina.

einlassen. Der Kommunikationsverantwortliche Sebastian Scholze sagt, dass er weder den Ablauf des Unglücks noch die Infrastruktur in Zürich kenne. Grundsätzlich sei die Verlässlichkeit des Sicherheitskonzepts aber nicht von technischen Installationen abhängig. Entscheidend sei immer die menschliche Sorgfalt.

René Strickler, der bekannteste Schweizer Dompteur, der bis vor zwei Jahren in Subingen seinen eigenen Tierpark betrieb, verfolgte im Umgang mit Raubkatzen eine eigene Maxime: «Wenn sich der Mensch entschliesst, diese Tiere zu halten, muss er eine freundschaftliche Beziehung mit ihnen aufbauen und mit ihnen arbeiten.» In einem Zoo wie in Zürich, in dem in der Tierhaltung wissenschaftliche Kriterien gelten, sei dies nicht der Fall.

Tigerin Irina darf weiterleben

Wie die meisten Institutionen blickt der Zoo Zürich wegen Corona auf schwierige Monate zurück. Durch die elfwöchige Schliessung erlitt er einen Umsatzeinbruch von über 11 Millionen Franken.

Die Tiere vermissten die Besucher kaum. Zookurator Martin Bauert machte bei seinen Rundgängen während des Shutdowns eine interessante Beobachtung: «Die Tiere gewöhnen sich sehr schnell an die neue Situation.» So habe er festgestellt, dass es die Löwen plötzlich als Überraschung empfanden, wenn sich ein Mensch näherte: «Sie gingen in Lauerstellung und entwickelten wieder Jagdinstinkt.» Und die Waldrapen (eine Vogelart) flatterten plötzlich wild umher, wenn sie jemanden vor ihrem Gehege wahrnahmen.

Bei Tieren und Menschen gelte das Gleiche, erklärt Bauert: «Eine Neuigkeit ist, was sich von der Normalität abhebt.» Der Tierarzt machte diese Aussagen vor der fatalen Attacke. Trotzdem könnten sie einen Erklärungsansatz liefern, weshalb die Tigerdame Irina ungewöhnlich nervös auf die unvermittelte menschliche Anwesenheit reagierte.

Letztlich werden erst die polizeilichen Ermittlungen und die Auswertungen der Videoaufnahmen Klarheit schaffen. Zoodirektor Severin Dressen will sich so lange mit weiteren Aussagen zurückhalten. Medienanfragen werden abgelehnt, Journalisten beim Zooeingang registriert. Das Drama hat die Idylle vorderhand aus dem Zürcher Zoo verdrängt.

Ein Happy End gibt's nur für Irina. Sie darf weiterleben. ○

Der Pionier, der Stil und Qualität in eine wilde Branche brachte

Egon P. S. Zehnder hat seinen Namen zur Weltmarke gemacht. 1964 als Ein-Mann-Firma gestartet, ist Egon Zehnder International zur tonangebenden globalen Gruppe für Unternehmensberatung geworden. Welches sind die Erfolgsrezepte? Wer ist der Mensch dahinter? *Von René Lüchinger*

Das blank polierte Messingschild hängt noch genau dort, wo es kurz nach der Firmengründung angebracht worden war: an der Eingangstüre der Gründerzeit-Villa am Zürichberg. Das war vor über fünf Jahrzehnten, als das Unternehmen von seinem ersten Büro an der Bahnhofstrasse hinauf in Richtung «Dolder» disloziert war. Auf dem Schild steht: «Egon Zehnder International. Management Consultants». Damit ist alles gesagt, was dieses Unternehmen umtreibt. Der Gründer bürgt mit seinem Namen für seine Firma. Der Aktionsradius ist ein globaler. Der Firmenzweck lautet vornehm auf den Anglizismus der Management-Beratung.

Der Rest ist Diskretion. Understatement, das den Duft eines britischen Herrenklubs verströmt, wie die Unternehmensberaterin Elisabeth Michel-Alder einst in einem Porträt für das *Tages-Anzeiger-Magazin* festgehalten hat. Es trägt den schlichten Titel des Protagonisten, der seinen Namenszug zu einer Weltmarke in seinem Metier gemacht hat: Egon P. S. Zehnder. Er ist mittlerweile neunzig Jahre alt, hat sich um die Jahrtausendwende aus dem operativen Geschäft und der Öffentlichkeit zurückgezogen, und dennoch hat sich der Mann mit den stetig lächelnden blauen Augen mit seiner Firma bereits zu Lebzeiten zur Legende gemacht. Andere aus der Zunft mögen Köpfe jagen. Egon P. S. Zehnder hat seinen Namen zum Synonym für Stil und Qualität in einer zu Beginn der Nachkriegszeit noch wilden Branche gemacht.

Schlüsselerlebnis als Dreissigjähriger

Deshalb gelten seine Stilregeln noch immer. Das Wort «Headhunter» oder die ähnlich martialische deutsche Übersetzung «Kopffäger» sind tabu in der Villa am Zürichberg. Zehnder-Consultants jagen nicht. Sie agieren im Dienst und auf Augenhöhe mit ihren Kunden. Sie sind keine Provisionsempfänger wie andere, sondern verlangen ein fixes Beratungshonorar für ihre Dienstleistung. Andere mögen Konkurrenten aufkaufen, um sich im Schweizer Markt breitmachen zu können wie einst der amerikanische Konkurrent Heidrick & Struggles, oder mit aggressiv disponierten Jungtalenten den Markt aufrollen wie der ebenfalls amerikanische Kopffäger Korn/Ferry International, der 1985 mit einem gewissen Björn Johansson hierzulande gestartet ist – heute sind zudem beide Amerikaner an der Börse kotiert. All das käme für Egon Zehnder nie in Frage.

Konkurrenten übernimmt er nicht, Kandidaten werden sorgsam ausgewählt, selber ausgebildet und niemals von einem Wettbewerber abgeworben – und an die Börse geht er schon gar nicht. Er hat seine Firma längst seinen Partnern übergeben.

Das entspricht dem Weltbild des Grandseigneurs Egon Zehnder. Und wurzelt in einem Schlüsselerlebnis, welches er als Dreissigjähriger hatte. Im Jahre 1960 sollte er für den Amerikaner Spencer Stuart, einen Pionier in der noch jungen Branche aus Chicago, von Zürich aus das europäische Geschäft dieser neuartigen Dienstleistung aufbauen. Schnell gewann er Kontakt zu prominenten Kunden wie etwa dem damaligen Chef der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG), Alfred Schaefer. Der grosse Bankier hat ihm einmal nach erfolgreich abgewickelter Mandat an den Kopf geworfen, mit seinem amerikanischen Provisionsmodell sei er ja nur ein Broker für Köpfe. Das hat Zehnder nie vergessen.

Dass er überhaupt in dieses amerikanisch geprägte Business mit dem anfänglich etwas anrühigen Ruf gelangte und daraus als europäischer Pionier ein ehrenwertes Gewerbe gemacht hat, war ursprünglich nicht angelegt in seinem Lebenslauf. Sein Vater, ein Thurgauer Historiker und Literaturlehrer, wirkte am Gymnasium, später als Repräsentant eines britischen

Nicht Oxford wurde Fluchtpunkt seiner Sehnsucht, sondern das aufstrebende Amerika.

Stahlunternehmens, arbeitete in Grossbritannien, Jugoslawien, Österreich, bevor die Familie 1936 sich endgültig in der Schweiz niederliess und im Krieg für die heimische Kriegswirtschaft den Kohle- und Stahleinkauf organisierte. Zu Hause, sagte einmal der Sohn, «war Ordnung», der Vater pflegte als «Chef der Familie ein autoritäres Erziehungssystem», was für alle Beteiligten auch in Ordnung gewesen ist.

Der Vater kam viel herum, hatte viel mit Menschen zu tun, und diese mit Fernweh gepaarte Neigung pflanzte sich beim Sohn fort. Aber nicht Oxford und Grossbritannien wurden nach dem Krieg Fluchtpunkt seiner Sehnsucht, sondern das aufstrebende Amerika. Es gibt dieses Bild, das einmal in der *Bilanz* veröffentlicht

worden ist: Egon Zehnder, auf dem Kopf einen weissen Cowboy-Hut, den Fuss lässig auf der Stossstange eines voluminösen Ami-Schlittens. In Amerika, in Boston, an der Harvard Business School, absolvierte er nach einer Jus-Promotion in Zürich einen MBA, er stieg für drei Jahre beim Werbekonzern McCann Erickson ein, bevor er bei Spencer Stuart anheuerte.

Ein militanter Liberaler

Es muss diesen Mann, der so viel Wert auf Etikette und Stil legt, gewaltig gewurmt haben, dass ihn damals ein Top-Kunde aus der Zürcher Bahnhofstrasse als kommunen Provisionenjäger taxiert hat. Er intervenierte bei Spencer Stuart, plädierte für die Einführung eines fixen, vom Salär des zu platzierenden Managers unabhängigen Honorars und biss bei seinem Boss auf Granit. Es war wohl eine Erkenntnis für das eigene Berufsleben: Was in Amerika akzeptiert ist, hat auf dem alten Kontinent in den 1960er Jahren noch den Ruch des Masslosen. Wollte er also für sein Metier eigene, europäische Standards definieren, musste er das selber an die Hand nehmen.

Das tat er auch. Er gründete seine Egon Zehnder International, mit einer Sekretärin, an der Bahnhofstrasse 1. Das war im Jahre 1964. Für seine Firma verfolgte er eine klare Vision. Er wollte im Executive Search werden, was McKinsey in der Strategieberatung bereits war: «The Firm» – es sollte nicht umsonst gewesen sein, dass Zehnder in Harvard sein Zimmer mit Alonzo L. McDonald geteilt hatte, dem späteren legendären McKinsey-Chef. Er wollte die amerikanische Meritokratie mit dem Schweizer Qualitätsbewusstsein vermählen. Und schliesslich sollte die Firma Egon Zehnder mit der Zeit in ihrem Metier für das stehen, was dem ursprünglich aus Europa stammenden Vordenker und Autor Peter F. Drucker in der Managementlehre gelungen war: zu einer durchaus auch wissenschaftlich anerkannten Berater-Instanz heranzuwachsen.

«Firmen wie Zehnder», attestierte das gewöhnlich eher wirtschaftskritische deutsche Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* bereits 1985, «gehen mit beinahe wissenschaftlicher Akribie vor.» Und bei Themen von Relevanz für sein Business griff der Firmengründer in Zeitungs- oder Buchbeiträgen auch immer wieder selber in die Tasten. In der NZZ etwa über die «erfolgreiche berufliche Karriere» oder die «Aufgaben-



Weltbild des Grandseigneurs: Berater Zehnder.

teilung in der Unternehmensführung» zwischen CEO und VR-Präsident. Im *Schweizer Monat* über die Anforderungen an Verwaltungsräte in einer globalisierten Welt oder in der *Bündner Zeitung* im Jahr 1983 über die Bedeutung des Auslandsaufenthalts bei der Karriereplanung und schliesslich über Rationalität und Intuition bei der Menschenführung und Kaderselektion in einem Management-Handbuch aus dem Jahre 1986.

Dabei liess sich Egon Zehnder nie auf einen Homo oeconomicus reduzieren. Er ist ein politischer Kopf, ein «militanter Liberaler», wie er selber zu sagen pflegt, wie sie unter den Vorkriegs-Geborenen und vom Kalten Krieg

Geprägten noch recht zahlreich gewesen sind. Ein Schweizer Patriot, der die Schweizer Milizarmee stets hochgehalten hat, weil er über die Jahre seine Überzeugung nie verlor, dass Demokratie und Freiheit stets bedroht und daher immer zu verteidigen seien – eine Haltung, die heute wieder aktuell ist. Bedauerlich fand er höchstens, dass er aufgrund extremer zeitlicher Belastung beim Firmenaufbau in der Armee nicht über den Major hinausgekommen ist und er einen aktiven Einstieg in die Politik in jüngeren Jahren schliesslich verworfen und es bei einer einfachen Mitgliedschaft bei den Freisinnigen belassen hat. Dafür hat er Gleichgesinnte bei

ihren politischen Ambitionen stets öffentlich unterstützt, etwa als «Winterthur»-Chef Peter Spälti in den 1980er Jahren für den Nationalrat kandidierte. Oder Eric Honegger, der sich für den Zürcher Regierungsrat aufstellen liess. Und Ueli Maurer, der im Jahr 1991 als Zürcher Kantonsratspräsident – erfolglos – in die Kantonsregierung wechseln wollte. 1986 kämpfte Egon Zehnder an vorderster Front gegen einen Uno-Beitritt der Schweiz. Ein derart solide bürgerlich-liberal imprägnierter, der ein Leben lang gegen linken wie rechten Extremismus wachsam blieb, wurde bald einmal selber zur Zielscheibe.

Seit 56 Jahren dieselbe Assistentin

Als ein linkes Autorenteam um den späteren TV-Chefredaktor Ueli Haldimann Ende der 1970er Jahre das Handbuch «Die unheimlichen Patrioten» über die «politische Reaktion in der Schweiz» herausbrachte, wurde Egon Zehnder ein Dutzend Mal erwähnt. Hauptvorwurf: Er sei «militant in der Verfechtung der freien Marktwirtschaft». Er selber nahm's als Auszeichnung. «Ich bin stolz, in diesem Buch zu erscheinen», meinte Egon Zehnder einmal, «weil ich mich keinesfalls nur als heimlicher Patriot verhalten will. Leider sind längst nicht alle meine Spenden und Beziehungen in dieser Publikation aufgeführt.»

Ein Mann geht seinen Weg. Drei Jahre nach der Gründung zählte seine Firma sechs Consultants, eröffnete er erste Auslandsbüros in Paris und Brüssel. Beim 20-Jahr-Jubiläum 1984 war Egon Zehnder bereits der Grösste der Branche ausserhalb der USA und unter den drei Bedeutendsten der Welt. Beim 50-Jahr-Jubiläum 2014 erwirtschaftete das Unternehmen jährlich einen weltweiten Honorarumsatz von knapp 650 Millionen Franken. Und heute, vier Jahre vor dem 60. Geburtstag der ehemaligen Ein-Mann-Firma, zählt Egon Zehnder 2000 Mitarbeiter, davon 500 Berater an 68 Standorten von Atlanta bis Zürich in vierzig Ländern, dies bei einem Jahresumsatz von knapp 750 Millionen Franken. Damit ist Egon Zehnder global wie kein Zweiter der Branche, und der Gründer kann konstatieren, dass seine Vision bei der Gründung, weltweit eine One-Firm-Company zu werden, Realität geworden ist.

Er tut dies aus der nahen Ferne. Die Firmenzentrale am Zürichberg betrat Egon Zehnder schon seit zwanzig Jahren nicht mehr. Sein Büro hat er nur einen Steinwurf davon entfernt. Dort ist er noch jeden Vormittag anzutreffen. An seiner Seite seit 56 Jahren: seine Assistentin der ersten Stunde, Brigitte Jentsch. Er selber hat wahr gemacht, was er zum 70. Geburtstag festgehalten hatte: «Meine Leistung ist, dass ich weg bin und nicht mehr gebraucht werde.» Sein Name allerdings bleibt hängen, wo er ist: am Eingang der Management Consultants am Zürichberg. ○

Deutschland allein zu Hause

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Trump will weniger amerikanische Truppen in Deutschland stationieren und sie anderswohin verlegen. Das löst in Berlin urplötzlich Bedenken aus.



Zahlen sind nicht alles, aber manchmal sind sie eindrücklich. Russland hat ein Bruttosozialprodukt von 1,66 Billionen Dollar, während die europäischen Mitglieder der Nato zusammen auf 18 Billionen kommen. Die Europäer hätten mehr als genug Geld, um sich selber zu verteidigen. Sie bräuchten die ungeliebten Amerikaner und die hochgeschätzten Kanadier nicht.

Doch die Europäer – oder einige von ihnen – sind es nicht gewohnt, so viel für die militärische Sicherheit auszugeben. Wozu auch? Die Amerikaner sind ja da und vertraglich verpflichtet, Europa, das heisst das europäische Nato-Gebiet, zu verteidigen. Wer sich das so einredet, hat allerdings den Nato-Vertrag nicht genau gelesen, ist historisch am Verblinden und etwas realitätsfern.

Das Thema ist wieder einmal aktuell, weil Präsident Trump Mitte Juni angekündigt hat, Amerika werde von den 34 500 in Deutschland stationierten Truppen 9500 abziehen. Amerika bezahle zu viel für seine Bündnisse auf der ganzen Welt, Deutschland und andere Nato-Alliierte steuerten nicht ihren fairen Anteil dazu bei. Inzwischen hat das Pentagon einen Beschluss über den Truppenabzug bekanntgegeben, der aber wichtige Details offenlässt: den Zeitpunkt und das Vorgehen.

Signal an Moskau

Sachlich lässt sich dagegen wenig einwenden, politisch aber schon. In Washington meldete sich sogleich eine Skrupel-Allianz von Senatoren und Kongressabgeordneten aus beiden Parteien zu Wort. Der republikanische Senator Mitt Romney und erklärte Trump-Gegner hat nun einen Zusatz zum Verteidigungsbudget vorgelegt, der die Zahl der US-Truppen in Deutschland einfrieren würde.

In Deutschland erklärte Verteidigungsministerin Kramp-Karrenbauer, wenn amerikanische Truppen in die Heimat zurückgeführt würden, sei sicherzustellen, dass man nicht das falsche Signal an Moskau aussende des Inhalts, Amerika sei an Europa weniger interessiert.

Etwas später, bei einem Treffen mit dem polnischen Präsidenten Andrzej Duda, signalisierte Trump, er werde wohl einen Teil der in Deutschland stationierten Truppen nach

Polen schicken. Polen wiederum begrüsst an sich eine Aufstockung, will aber Deutschland nicht verärgern. Deshalb bringen die Polen das Argument vor, besser als eine Truppenverschiebung aus Deutschland sei eine generelle Erhöhung der US-Militärpräsenz in Europa.

Inzwischen haben sich die Think-Tanks auf beiden Seiten des Atlantiks des Themas bemächtigt. Viele seit den Zeiten des Kalten Kriegs im Dienst ergraute Experten wiederholen dabei die alten Argumente, die damals im Westen für den Zusammenhalt sorgten.

Kurz zusammengefasst: Amerika verteidige in Europa eigene Sicherheitsinteressen; die Vorwärtsstationierung von Truppen in Deutschland erhöhe den Abschreckungseffekt; Deutschland sei eine Drehscheibe für amerikanische Interventionen in anderen Weltgegenden; das Hauptquartier der US-Luftstreitkräfte in Europa in Ramstein sei das Rückgrat der Nato-Luftstreitkräfte und der ganzen Luftverteidigung Europas.

Das alles ist richtig, aber im Zusammenhang eher irrelevant. 9500 mehr oder weniger machen den Braten nicht fett. Und wäre Deutschland beim burden sharing in der Nato nicht im Verzug und wären seine Streitkräfte in einem besseren Zustand, hätten seine Einwände auch mehr politisches Gewicht. Wenn man Verpflichtungen ignoriert, gleichzeitig die Bünd-

nispartner belehrt, kommt das selten gut an. Immerhin ist es schön, wenn Amerikas Soldaten in Deutschland nun gern gesehen werden. Das Bild des dummen Amerikaners geistert sonst regelmässig durch die Berichterstattung in deutschen Medien, und die meisten von ihnen leiden stark am «Trump derangement syndrome».

Veränderungen wären angesagt. Der Zweite Weltkrieg und der Kalte Krieg liegen Jahrzehnte zurück. Die Präsidenten Clinton, Bush und Obama haben jeder mehr Truppen aus Europa abgezogen, als es Trump tun will. Auch die Verlagerung des Schwergewichts in die indopazifische Region hat nicht Trump erfunden. Selbst die Nato richtet inzwischen ihre Fernrohre auf China.

Innenpolitisch volatile Lage

Dass Deutschland die Erhöhung seiner Militärausgaben angesichts der Lage beschleunigt, ist unwahrscheinlich. Vielleicht lässt sich nach einem Machtwechsel in Washington ein neuer Zeitgewinn ausschlagen, vielleicht entspannt sich die Lage, und das Säbelrasseln wird überflüssig. Doch die Stossrichtung der amerikanischen Geostrategie ist in beiden Parteien gut verankert – eine Wahlniederlage Trumps würde daran wenig ändern.

Auch ist Deutschland innenpolitisch recht volatil geworden. Niemand weiss, wie die Bundestagswahlen im nächsten Jahr ausgehen und wer das Zepter von Angela Merkel übernimmt. Klar ist nur, dass nicht Berlin über den Umfang der amerikanischen Truppen bestimmen wird und ein Festklammern am Bestehenden auch nicht weiterhilft. Ein positiver politischer Ansatz mit strategischer Tiefenschärfe wäre besser.



9500 mehr oder weniger machen den Braten nicht fett: Präsident Trump in Ramstein.

Corona und die Pharmaindustrie

Viele Vorwürfe an die Heilmittelunternehmen sind nicht stichhaltig.
Das erst Ende 2019 aufgetretene Coronavirus konnte nicht im Voraus erforscht werden.
Von *Gottlieb A. Keller*

In den Monaten Februar und März wurde der breiten Öffentlichkeit bewusst, dass mit dem Coronavirus eine ernsthafte, weltweite Gefahr für die Gesundheit in Form einer Epidemie oder gar Pandemie drohte. Rasch wurden durch Pharmaunternehmen erste Tests entwickelt, mit denen das Virus nachgewiesen werden konnte. Ebenso schnell traten in Europa – etwa in den Niederlanden – die Kritiker der Pharmaindustrie auf den Plan, die Zwangslizenzen für die Herstellung der Tests verlangten. Allerdings waren diese Tests gar nicht patentgeschützt. So musste gesichtswahrend verlangt werden, dass die Herstellerfirmen die Herstellungsverfahren zu publizieren hätten, was diese auch taten. Diese Verfahren sind zwar nicht trivial, könnten jedoch mit geringem Aufwand durch gutausgebildete Wissenschaftler leicht entwickelt werden. Dabei ist es indes in der Tat einfacher, zu kritisieren und zu kopieren, als zu entwickeln. Für die Gesellschaft stellt sich allerdings die Frage, ob die Rufe nach Zwangslizenzen – so sie denn ernst genommen würden – die Entwicklung von Antikörpertests, wirksamen Medikamenten und Impfstoffen eher fördern oder behindern. Bei den Tests kommt hinzu, dass nur mit effizienten Geräten mit hohem Durchsatz auch die notwendige Anzahl von Tests weltweit durchgeführt werden kann. Diese Geräte sind in der Herstellung kompliziert und auf die Schnelle nicht kopierbar. Der Pharmaindustrie ist es jedoch mit der notwendigen Anstrengung geglückt, die Nachfrage zunehmend besser zu befriedigen.

Covid-19 nicht mit Grippe gleichsetzen

Neben dem – mangels Patenten ins Leere stossenden – Ruf nach Zwangslizenzen wurde aber auch kritisiert, dass die Pharmaindustrie zu wenig Forschung über virale Erkrankungen betrieben habe. In der Tat gibt es zurzeit weder eine Impfung noch ein bestätigt wirksames Medikament gegen Covid-19. Doch wie hätte ein noch unbekanntes Virus bis Ende 2019 erforscht werden sollen? Tatsächlich stellt die Forschung nach antiviralen Mitteln seit vielen Jahren einen wichtigen Teil der Anstrengungen diverser Pharmafirmen zur Bekämpfung von Krankheiten dar. Dies kann ohne weiteres an den bisherigen Erfolgen nicht nur bei diagnostischen Tests, sondern auch bei Medikamenten gegen Hepatitis C, HIV/Aids sowie bei Grippemitteln und -impfungen gezeigt werden.



99 Prozent tragen Masken: Hongkong.

Dabei entfalten die Grippemittel ihre Wirkung nur, wenn sie früh genug, schon bei Ausbruch der Krankheit, eingenommen werden. Ähnlich könnten sich in Zukunft auch mögliche Medikamente gegen Covid-19 verhalten. Dabei wird der Vergleich zwischen den Auswirkungen der Grippewellen der letzten Jahre und von Covid-19 zu Recht relativiert oder abgelehnt. Gegen die Grippe gibt es die Impfung und Medikamente, die bei Covid-19 noch gänzlich fehlen. Es ist zudem zu vermuten, dass es bezüglich Grippe gerade besonders ge-

Die Schweiz dürfte die Krise gut meistern. Sie profitiert von der blühenden Pharma.

fährdete Personen (über 65-Jährige, Chronischkranke) sind, die sich mit einer Impfung schützen, was zu einer Reduktion der Auswirkungen von Grippewellen beitragen dürfte.

Zwar waren gemäss verfügbaren Angaben in den letzten Jahren wegen Grippewellen dennoch jeweils zwischen 290 000 und 645 000 Tote pro Jahr zu beklagen, womit die Zahlen im Vergleich mit Covid-19 momentan noch ähnlich aussehen mögen. Doch wäre wohl nur ein Vergleich von Covid-19 mit der Grippewelle im Jahr 1918 passend, da es damals – wie

heute gegen Covid-19 – weder Impfungen noch wirksame Medikamente gegen die Grippe gab. Die Grippe-Epidemie von 1918 hat je nach Autor zwischen 21 und 100 Millionen Tote gefordert. Dies ist uns bei Covid-19 in dieser Grössenordnung dank entschlossenen Massnahmen erspart geblieben.

Von Hongkong lernen?

Wenn die angeblich mangelnden Anstrengungen der Pharmaindustrie bei der Forschung zur Bekämpfung von Viren moniert werden, so muss grundsätzlich auf die Vorbereitungen der öffentlichen Hand, inklusive Spitälern, hingewiesen werden. Grippewellen haben laufend dazu geführt, dass von möglichen Epidemien und Pandemien (Vogel- und Schweinegrippe, Sars und Ebola) gesprochen wurde. Viele Regierungen haben denn auch Grippemittel auf Vorrat gekauft, sich allerdings – wie sich jetzt zeigt – wenig um weitere mögliche Massnahmen gekümmert, beispielsweise einen Vorrat an Masken oder auch spezifischen Medikamenten angelegt. Wie man in Hongkong und weiteren Teilen Asiens sehen kann, haben dortige Staaten teilweise anders reagiert: So wurde in Hongkong der Lockdown weniger drastisch durchgesetzt als in Europa, doch hat sich die Bevölkerung auch ohne staatlich verordnete Maskentragepflicht durch die Erfahrung mit Sars freiwillig und zu etwa 99 Prozent zum Tragen von Masken in der Öffentlichkeit entschlossen. Bars wurden zwar durch den Staat geschlossen und grosse Massenveranstaltungen abgesagt, die Restaurants blieben aber mit Einschränkungen offen. Die tiefen Ansteckungszahlen und wenigen Todesfälle sprechen eine deutliche Sprache, und eventuell drängt es sich auf, von Hongkong zu lernen.

Die Schweiz dürfte insgesamt die Krise gut meistern. Dabei profitiert sie in erheblichem Ausmass von einer blühenden Pharmaindustrie, die in den vergangenen Jahren enorm viel zur Gesundheit der Bevölkerung und zum Wohlstand der Schweiz beigetragen hat und auch in Zukunft beitragen wird. Dem gilt es allerdings Sorge zu tragen. Das Bewusstsein dafür scheint bei Medien und Öffentlichkeit leider noch immer limitiert zu sein.

Gottlieb A. Keller war Präsident von Scienceindustries, Swiss Holdings und der Handelskammer Deutschland-Schweiz sowie Vizepräsident von Economiesuisse.

Fluris Flug ins Elend

Als die Corona-Krise ausbrach, dachte Guido Fluri als Erstes an die Flüchtlingslager in Griechenland. Letzte Woche flog der Zuger Immobilien-Tycoon im Business-Jet nach Lesbos, um seine Hilfsaktion vor Ort zu begutachten. *Von Alex Baur*

Die Szene hat etwas Surreales: In T-Shirt, kurzen Hosen und Turnschuhen sitzt Guido Fluri in einem Foyer des Zürcher Flughafens und unterzeichnet einen Deal. Immobilien im Wert von 360 Millionen Franken aus seinem Portefeuille gehen an die Swiss Life. Der Buchhalter hat ihm die Unterlagen vor unserem Abflug noch schnell vorbeigebracht. In zwei Minuten ist die Sache erledigt. Zweieinhalb Flugstunden später, nach der Landung in Lesbos, schaut der 54-jährige Geschäftsmann befriedigt auf sein Handy. 250 Millionen, netto nach Abzug von Steuern und Hypotheken, wurden soeben auf seinem Konto gutgeschrieben.

Was ihn wütend macht

Einen grösseren Kontrast kann man sich kaum vorstellen. Wir sind mit dem Privatjet (Citation X+) des Multimillionärs aus Cham ZG an die Grenze von Europa gedüst, um das berühmte Flüchtlingslager Moria auf der Ferieninsel Lesbos zu besuchen. In Baracken und Zelten leben hier gegen 20 000 Migranten, die es von der Türkei übers Meer auf griechischen Boden geschafft haben, da aber zum Teil schon seit Jahren festsitzen. Die Corona-Krise hat die letzten Hoffnungen zerstört.

Jetzt ist es noch schwieriger geworden, von der Insel wegzukommen. Und wer den Passierschein zur Weiterreise nach einem langwierigen bürokratischen Prozess ergattert, muss sich gut überlegen, ob er diese Möglichkeit überhaupt nutzen will. Auf dem Festland findet sich kaum noch ein Obdach und erst recht keine Arbeit. In Moria gibt es wenigstens einen Schlafplatz, Essen, medizinische Versorgung, sanitäre Einrichtungen – alles lausig, aber immerhin.

Der Luxusflug ins Elend mag obszön anmuten. Man könnte es auch andersherum sehen: Es ist nicht selbstverständlich, dass sich ein Superreicher persönlich um das Schicksal der Gestrandeten kümmert. Mit dem ÖV war das nicht möglich, es gibt keine Linienflüge nach Lesbos. Unser Abstecher ins Lager war auch kein organisiertes Sightseeing, wie es Politiker gelegentlich veranstalten. Das wäre im «Dschungel», wie die Einheimischen die Zelt- und Barackenstadt von Moria nennen, für Private ohnehin schwierig. Der Staat hat sich aus diesem Territorium weitgehend zurückgezogen.

Umso einfacher ist es, mit den Bewohnern ins Gespräch zu kommen. Bereitwillig zeigen



Wen trifft es am schwersten? Unternehmer Fluri auf Lesbos.

sie uns ihre dürftigen Behausungen, offerieren Tee, erzählen ihre Geschichten. Über die Hälfte sind Afghanen, die zuvor im Iran gelebt haben oder dort sogar geboren wurden. Etwas kleiner ist die Gruppe der Syrer, von denen wiederum viele zuvor in der Türkei lebten. Die meisten sind jung, Männer wie Frauen. Gemeinsam haben sie vor allem eines: Sie hofften auf ein besseres Leben in Europa.

Die Infrastruktur ist minimal: Strom für einige Stunden pro Tag, Gemeinschaftsduschen, Essen, Kehrtafelabfuhr. Es gibt eine Sanitätsstation; wer ernsthaft erkrankt, muss mit dem Bus (2 Euro hin und zurück) ins acht Kilometer entfernte Mitilini fahren. Monatlich erhalten Asylsuchende 75 Euro Taschengeld pro Kopf. In der Regel leben sechs bis acht Menschen in einem schlechtisolierten Raum. Die Bewohner haben Bäckereien und kleine Läden eingerich-

tet, wo sie sich für den täglichen Bedarf einkaufen. Da die Gestrandeten theoretisch nur auf Durchreise sind, geht kaum ein Kind zur Schule.

Wer schon ein Armenviertel in Karachi, Kairo oder Kinshasa besucht hat, dem wird hier vieles vertraut vorkommen: der allgegenwärtige Geruch nach Fäkalien und Abfall, die Kinder, die zwischen Müllhaufen ihren aus Plastikfetzen kunstvoll gefertigten Drachen steigen lassen, Strassenhändler, die ständig Fliegen verscheuchen, Männer, die irgendwo im Schatten auf den Abend warten, während ihre Frauen an den Feuerstellen herumhantieren. Für Abermillionen von Menschen ist das der normale Alltag, weltweit, Abermillionen von Menschen leben in mindestens so prekären Verhältnissen. Aber nicht in Europa. Und das ist es, was Guido Fluri so wütend macht.

Millionäre, die nebenbei für etwas Gutes spenden, gibt es viele. Das Aussergewöhnliche an Guido Fluri ist, dass er nicht nur Geld gibt, sondern sich mit Leidenschaft in seine Projekte hineinstürzt, sich diese zu eigen macht. Sein Engagement hat auch mit seiner Geschichte zu tun. Es ist die Geschichte eines störrischen Burschen aus zerrütteten Verhältnissen, der sich gleichsam aus dem Nichts vom Tankstellenwärter zum Immobilien-Tycoon hochgearbeitet hat («Der gute Mensch von Cham», *Weltwoche* Nr. 35/12). Mit der erfolgreichen «Wiedergutmachungsinitiative» für Verdingkinder trat er 2014 erstmals an die Öffentlichkeit. Doch es blieb nicht beim symbolischen Akt.

Feines Gespür für Veränderungen

Die von Fluri gegründete und finanzierte Anlaufstelle Kescha vermittelte schon in zahlreichen strittigen Fällen zwischen Bevormundeten und den Behörden. Als Fluri an einem Hirntumor erkrankte, gründete er flugs eine Stiftung mit eigenem Kompetenzzentrum, welches Betroffenen aus aller Welt zu einer optimalen medizinischen Betreuung verhilft. Seine Mutter leidet an Schizophrenie, also gründete Fluri eine Stiftung zur Unterstützung von Schizophrenen.

Fluri wäre nicht Fluri, wenn er sich nicht stets auch persönlich einmischte. Die schwie-

Das sind Widrigkeiten, die einen wie Guido Fluri erst recht anspornen.

rigsten Fälle betreut er in der Regel persönlich. Er nutzt dabei dieselben Skills, die ihm als Unternehmer Erfolg bescherten: ein kritischer Verstand und ein feines Gespür für Veränderungen. Die Existenzängste, die er gleichsam mit der Muttermilch eingepfropft bekommen habe, so sagt er, hielten ihn bis heute ständig auf Trab – gleichgültig, wie viele Millionen sich auf seinen Konten häuften.

Kurz nach dem Ausbruch der Corona-Krise grübelte Guido Fluri in einer schlaflosen Nacht darüber nach, wen es wohl am schwersten treffen würde. In einem Ausschlussverfahren kam er auf die Gestrandeten in den Flüchtlingslagern auf den griechischen Inseln am Rande Europas, von denen er gehört hatte. Sie wären die Letzten, um die man sich kümmern würde, wenn dort eine Epidemie ausbräche. Und sie würden nun für lange Zeit erst recht in ihren Lagern festsitzen.

Als sein Assistent Pascal Krauthammer am nächsten Morgen die Mailbox öffnete, fand er einen Auftrag von Fluri vor: Es müsse sofort abgeklärt werden, ob das griechische Gesundheitswesen auf einen Ausbruch von Covid-19 in den Lagern vorbereitet sei und wo allenfalls Lücken bestünden. Nach hektischen Abklä-

rungen und Verhandlungen mit lokalen NGOs und Behörden wurde ein Hilfspaket im Wert von 175 000 Franken geschnürt, welches eine Woche später im einzigen Spital auf der Insel Lesbos ausgeliefert wurde: Covid-19-Tests samt entsprechenden Analysegeräten, moderne Beatmungsmaschinen, Medikamente, Hygienematerial aller Art.

Der Besuch im Spital von Mitilini, das für die Versorgung von 86 000 Einheimischen und 20 000 Flüchtlingen verantwortlich ist, stand denn auch am Anfang unserer Visite. Die Hilfe aus der Schweiz gilt für Einheimische wie für Migranten gleichermaßen. Man ist dankbar, aber auch diskret skeptisch. Ein diffiziles Thema. Seit 2015, als innert kürzester Zeit 856 000 Bootsflüchtlinge die griechischen Inseln buchstäblich überrannten, ist die Gastfreundschaft merklich erkaltet. Die EU erkaufte sich in der Folge den Schutz ihrer Grenzen mit Milliardenzahlungen an die Türkei. Die Überfahrten gingen seither stark zurück. Doch jene, die es trotzdem schafften – auf Lesbos waren es in diesem Jahr 3800 Menschen – zogen nun nicht mehr weiter.

Die Lager der Hoffnungslosigkeit wurden von den Einheimischen zunehmend als Bedrohung wahrgenommen. Sie haben selber keine Arbeit, erst recht seit die Corona-Krise ihre einzige Einnahmequelle, den Tourismus, praktisch zum Versiegen gebracht hat. Migranten, die mit ihren Schlauchbooten einen griechischen Hafen erreichen, müssen heute damit rechnen, von aufgebrachten Insulanern am Anlegen gehindert zu werden.

Sie wollen arbeiten

Das sind Widrigkeiten, die einen wie Guido Fluri erst recht anspornen. Das Covid-19-Hilfspaket war nur der Anfang. Er hat noch viel vor auf Lesbos. Als Nächstes stehen Apparaturen für Operationen in der neurologischen Abteilung des Spitals von Mitilini auf dem Programm. Zudem will er ein Heim aufbauen für Frauen mit Neugeborenen aus dem Flüchtlingslager (letztes Jahr waren es 600 Geburten).

Das Elend wühlt Fluri sichtlich auf. Bis zur Landung in Zürich redet er von nichts anderem. Doch Armut ist stets relativ. Wer in den kargen Bergen Afghanistans, in den Ruinen von Aleppo oder in einem türkischen Lager überlebt hat, wird auch im «Dschungel» von Moria über die Runden kommen. Das wirkliche Elend sitzt viel tiefer. Die meisten dieser jungen Menschen, das bekommen wir bei unseren Gesprächen in Moria deutlich zu spüren, sind nicht nach Europa aufgebrochen, um Almosen zu ergattern. Sie wollen arbeiten, eine bessere Zukunft für sich und ihre Familien aufbauen. Wie einst Tankstellenwärter Guido Fluri würden sie jede Chance nutzen, wenn es denn nur eine gäbe. Doch in dieser Hinsicht sieht es zurzeit zappenduster aus. ○



Inside Washington

«Genug ist genug»

Die Mordrate unter Schwarzen schießt landesweit nach oben.

Statt von Feuerwerkskörpern am Nachthimmel zur Feier der Unabhängigkeit Amerikas wurden am Wochenende viele Innenstädte im ganzen Land von Schiessereien erschüttert. Dutzende Menschen wurden getötet. Ein afroamerikanischer Vater eines siebenjährigen Mädchens, das im Hinterhof ihrer Grossmutter in Chicago tödlich getroffen wurde, sagte: «Deine Tochter mit einer Schusswunde in der Stirn auf dem Tisch liegen zu sehen, verändert dein Leben für immer.» Nach wochenlangen «Black Lives Matter»-Protesten und Aufrufen, die Polizeibudgets zu kürzen, flehte die afroamerikanische Bürgermeisterin von Atlanta, Keisha Lance Bottoms, ihre Gemeinde an: «Genug ist genug.» Von Polizeibeamten und trauernden Familien flankiert, sagte die vierfache Mutter: «Wir schaden einander mehr als jeder Polizeibeamte. Es sind keine Polizisten, die auf den Strassen Atlantas auf Menschen schießen. Es sind Mitglieder unserer Gemeinde.»

In Seattle, wo Aktivisten versuchten, ein polizeifreies Utopia zu schaffen, wurden zwei schwarze Teenager ermordet. Der Vater eines der Opfer erschien schluchzend auf Fox News: «Ich weiss nur, dass mein Sohn dort oben getötet wurde. Und er war bloss neunzehn Jahre alt.» Erst nach seinem herzzerreissenden TV-Auftritt und Wochen nach dem Tod des Jungen rief die Bürgermeisterin von Seattle an, um ihr Beileid auszusprechen. Sie hatte das anarchische Utopia als «Sommer der Liebe» bezeichnet und toleriert.

Tyrone Muhammad, Chicagoer Aktivist und Gründer einer gemeinnützigen Organisation von Ex-Gefangenen, lehnt übereilte politische Schuldzuweisungen ab. Er sagte zur *Weltwoche*: «Es ist nicht die Schuld des Präsidenten. Aber der Präsident kann eine wichtige Rolle spielen und proaktiv handeln.» Doch letztlich, so der schwarze Gemeindeaktivist, «sind wir selbst verantwortlich». *Amy Holmes*



Leben heute

Wie man berühmt wird

Viele wollen Ruhm erlangen, aber wie schafft man das? Geht es um Top-Leistungen, um beste Qualität? Zentral ist die Kunst der Selbstvermarktung.

Von Rainer Zitelmann

Egal, was du tust, du musst es auch gut verkaufen... Menschen können grosse Dichter, grosse Schriftsteller, geniale Wissenschaftler sein. Man kann die beste Arbeit abliefern, doch wenn die Leute nichts davon erfahren, ist alles umsonst!« Als Arnold Schwarzenegger, von dem dieser Ausspruch stammt, am Beginn seiner Karriere war, stellte er sich im Posing Slip an einen bekannten Platz in München. Zuvor hatte er einen Freund gebeten, einige Journalisten anzurufen: «Geht mal dorthin, da steht einer, der Mister Universe werden will, im Posing Slip.» Am nächsten Tag war er in den Zeitungen. Schwarzenegger ist einer der bekanntesten Menschen der Welt. Seine ungewöhnliche Karriere – als Bodybuilder, Filmschauspieler, Politiker und Unternehmer – verdankt er seinem Verkaufstalent. Es gab nach ihm viele Bodybuilder, die mehr Muskeln hatten als er, aber keiner von ihnen konnte sich so gut verkaufen. Deshalb kennen Sie deren Namen nicht, aber seinen.

Manche Menschen glauben, es genüge, «gut» zu sein, denn Qualität setze sich irgendwann von alleine durch. Das ist naiv. Wenn das so wäre, hätte Mercedes schon vor Jahrzehnten Werbung und PR einstellen können. Selbst Menschen, die wir normalerweise nicht mit Selbstvermarktung in Verbindung bringen, verdanken ihren Ruhm vor allem der Fähigkeit, aus sich selbst eine Marke zu machen. Dabei behaupten viele der Berühmten, der Ruhm sei ihnen lästig – Albert Einstein, der so populär war wie kein Wissenschaftler vor ihm, fragte sich sogar in einem seiner Verse, ob seine Bewunderer «Kälber» seien:

*Wo ich geh und wo ich steh,
Stets ein Bild von mir ich seh,
Auf dem Schreibtisch, an der Wand,
Um den Hals am schwarzen Band.
Männlein, Weiblein wundersam
Holen sich ein Autogramm,
Jeder muss ein Kritzel haben
Von dem hochgelehrten Knaben.
Manchmal frag in all dem Glück
Ich im lichten Augenblick:
Bist verrückt du etwa selber
Oder sind die andern Kälber?*

Doch niemand wird zufällig oder gegen seinen Willen berühmt, zumindest nicht auf Dauer. In meinem Buch «Die Kunst, berühmt zu wer-

den» zeige ich am Beispiel von zwölf Persönlichkeiten, dass alle zwar hin und wieder über lästige Begleiterscheinungen des Ruhmes klagten, aber dass eben auch alle bewusst danach gestrebt haben und viel Zeit und Energie für die Selbstvermarktung aufwendeten.

Auch Einstein ist ein Beispiel dafür. Berühmt wurde das Foto, auf dem er die Zunge herausstreckt. Es entstand an seinem 72. Geburtstag und zeigt den vollendeten Wandel vom Menschen zur Metapher. Einstein selbst wählte einen Ausschnitt aus dem Foto, liess das Bild abziehen



Ungewöhnliches Verkaufstalent: Schwarzenegger.

und schickte es an Freunde und Kollegen. Das Bild wurde sein ultimatives Markenzeichen und ein Pop-Motiv für Poster, Buttons und T-Shirts.

Einstein kultivierte das Image des Wissenschaftlers, der wenig Wert auf Kleidung legte, Kragen und Krawatte hasste, sich die langen Haare nicht kämmte, keine Socken trug und die Hemden offen liess. Nach seinem Beruf gefragt, antwortete er: «Fotomodell.» Laut Gerüchten soll er, sobald sich Fotografen näherten, sein Haar mit beiden Händen aufgewühlt und so den typischen Einstein-Look des exzentrischen Professors aufgefrischt haben.

Einstein wurde bestimmt nicht wegen der Relativitätstheorie berühmt, denn die verstanden 99,99 Prozent der Menschen, die ihm zujubelten,

nicht. Stephen Hawking war der bekannteste Wissenschaftler in den vergangenen Jahrzehnten, obwohl er nie den Nobelpreis bekam. Er bekannte selbst: «Für meine Kollegen bin ich nur ein Physiker unter vielen anderen, doch für die Öffentlichkeit wurde ich womöglich zum bekanntesten Wissenschaftler der Welt.» Er verstand sich wie kein anderer Wissenschaftler seit Einstein auf die Kunst der Selbstvermarktung. Ihm genügte es nicht – so wie den meisten Wissenschaftlern –, Fachbeiträge zu schreiben, die nur für Insider interessant und verständlich sind, und Vorträge auf Fachkongressen zu halten.

Marke Stephen Hawking

Er machte es gegenüber dem Verlag zur Bedingung, dass sein Buch in jeder Flughafen-Buchhandlung erhältlich sein müsse: «Wenn ich schon die Zeit und Mühe auf mich nahm, ein Buch zu schreiben, sollte es auch so viele Menschen wie möglich erreichen.» Schon das ist eine ungewöhnliche Einstellung für einen theoretischen Physiker. Tatsächlich war sein Buch «A Brief History of Time» 147 Wochen auf der Bestsellerliste der *New York Times* und mit einem neuen Rekord von 237 Wochen auf der Bestsellerliste der Londoner *Times*. Es wurde in vierzig Sprachen übersetzt und zehn Millionen Mal verkauft. Wie viele Menschen das Buch verstanden haben, ist eine andere Frage.

Hawking erklärt: «Zweifellos hat die *human interest*-Geschichte, wie es mir gelang, trotz meiner Behinderung theoretischer Physiker zu werden, zum Verkaufserfolg beigetragen.» Als Marketing-Genie hat er sich selbst zu einer Marke aufgebaut und den Nachteil seiner Behinderung in ein unverwechselbares Markenmerkmal verwandelt. Die künstliche Computerstimme, mit der er kommunizierte, liess er sogar patentieren.

In einer Zeit, in der wir durch Medien und das Internet mit Informationen überflutet werden, genügt es weniger denn je, gut zu sein. Wer Glaubenssätze wie «Qualität setzt sich von alleine durch» oder «Sei kein Angeber» verinnerlicht hat, muss akzeptieren, dass andere an ihm vorbeiziehen, die es verstehen, die Marke «Ich» zu kreieren.

Rainer Zitelmann ist Historiker und Soziologe. Soeben ist sein neues Buch erschienen: «Die Kunst, berühmt zu werden – Genies der Selbstvermarktung von Albert Einstein bis Kim Kardashian». Finanzbuch. 336 S., Fr. 39.90



VIP-Leserangebot: «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» Genuss auf höchstem Niveau

Haben Sie Lust auf einen entspannenden Aufenthalt in einem der traditionsreichsten Grandhotels der Schweiz? Am Fusse von Eiger, Mönch und Jungfrau empfängt Sie das Fünfsternehaus mit kreativer Küche, Wellness auf 5500 m² und gelebter Gastfreundschaft – ein Ort zum Ruhe finden oder aktiv die atemberaubende Bergwelt zu entdecken.

Das «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» blickt auf eine bewegte Geschichte zurück. So erlebte es eine touristische Hochblüte in der Belle Epoque, und als sich die Schweiz im Zweiten Weltkrieg vorsehen musste, war General Henri Guisan regelmässig hier zu Gast. Auch heute überzeugt das Traditionshaus mit vielen Facetten.

Küche auf Topniveau: Im Restaurant «La Terrasse» (16 Gault-Millau-Punkte) steht die Regionalität im Mittelpunkt. Mit seinem «Menü vo hie» zelebriert Küchenchef Stefan Beer nur die besten Produkte von Kleinstproduzenten aus dem Umkreis von 40 Kilometern. Direkt an der Flaniermeile von Interlaken erwartet Sie klassische Italianità im «Ristorante e Pizzeria Saporì». An der «Victoria Bar» lässt sich optimal den Abend ausklingen.

Unlimitiertes Berg-Erlebnis: Wandern, Biken oder Gleitschirmfliegen über Interlaken? Die Destination Interlaken hat für alle etwas zu

bieten. Erkunden Sie die Gegend zu Fuss oder mit einem E-Bike. Hoch hinaus geht es mit dem Ticket aufs Schilthorn mit seinem atemberaubenden Bergpanorama.

Wellness der Extraklasse: Im «Spa Nescens» finden Sie Entspannung für Körper und Geist. Das Wellness-Erlebnis auf 5500 Quadratmetern ermöglichen die an ein römisches Thermalbad erinnernde Schwimmhalle mit Aussen-Solebad, die Saunalandschaft, Dampfbäder, Massage- und Beauty-Angebote sowie ein Gym mit täglichen Kursangeboten.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen mit Frühstück
- Zimmer-Upgrade (nach Verfügbarkeit)
- Welcome-Cocktail an der «Victoria Bar»
- 1x 3-Gang-Menü im «Ristorante e Pizzeria Saporì»
- Ticket ab Stechelberg auf das Schilthorn
- Nutzung des «Spa Nescens»
- 10 Prozent Rabatt auf Spa-Anwendungen
- E-Bike nach Verfügbarkeit
- Tiefgaragenstellplatz

Spezialpreis im Superior Doppelzimmer:
Pro Person im DZ: Fr. 570.– (statt Fr. 667.–)
Einzelnutzung: Fr. 921.– (statt Fr. 1080.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. +41(0)33 828 28 28 oder per E-Mail an reservation@victoria-jungfrau.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Gültig vom 21. Juni bis 15. Oktober 2020 auf Anfrage und nach Verfügbarkeit. Buchbar bis einen Tag vor Anreise. Kostenfrei stornierbar bis 48 Stunden vor Anreise.

Veranstalter:

«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa»

www.weltwoche.ch/platin-club

DIE WELTWOCH


GRAND HOTEL & SPA



Die Welt ist ein Maskenball geworden: Magrittes «Amants», 1928.



Ikone der Woche

Schatten der Unerfüllbarkeit

Von Michael Bahnerth

Der belgische Maler René Magritte (1898–1967) war vierzehn Jahre alt, als er seine erste, seine grösste Liebe verlor und den Tod zu fühlen begann. Seine Mutter hatte sich, erstickt am Leben, eines Nachts im Jahre 1912 in einem Flässchen ertränkt. Nach Tagen fand man sie. Die Strömung hatte ihr das Nachthemd über den Kopf gespült, es war der letzte Blick, den Magritte auf seine Mutter werfen konnte.

Magritte flüchtete sich in das, was man heute Fantasy-Romane nennen würde, in die Surrealität seiner Geschichten. Er ging nicht mehr in die Welt hinaus, sondern malte sich seine eigenen Welten. Einmal noch verliebte er sich, Georgette Berger hiess die Frau, es wurde eine Liebe, die scheint, als ob sie bis zum Tod hielte und vielleicht darüber hinaus; sie liegen beide in einem gemeinsamen Grab.

Man weiss nicht, welche Liebe Magritte in Georgette gefunden hatte, hat kein Bild davon, welche Strömungen hinter den Masken ihrer zusammengeworfenen Seelen ihren Sog ausübten. Inwieweit das Paar mit den lebendigen Schatten der Unerfüllbarkeit seiner Liebe und seiner Begierden klargekommen ist, wie unergründlich fremd sie sich geblieben sind, oder ob sie sich die Blindheit des Verliebtseins bewahren konnten, um so keinen Blick haben zu müssen auf all die Schlachten, die die Liebe gegen ihre Vergänglichkeit führen muss.

Liebende tragen Masken, hinter denen sich jener Teil eines Menschen verbirgt, der stets allein bleiben wird, ungehört, unverstanden, ungeliebt auch. Wer weiss, was der andere jeweils bei einem Kuss empfindet? Weiss, wie sehr sie die hinter der Maske unausgesprochenen Worte verbinden oder trennen, schützen oder verwundbar machen? Weiss, ob Magritte Georgette liebte wie ein Kind seine Mutter und Georgette ihn wie eine Mutter ihr Kind? Kinder hatten sie keine.

Wer hätte vor ein paar Monaten gedacht, dass wir heute in Zeiten leben, in denen wir zwei Masken tragen? Jene unabnehmbare, hinter der die Unerreichbarkeit des Kerns eines Ichs liegt, der sich nie ganz demaskieren oder gar wachküssen lässt? Und jene, die uns oder die andern schützen soll vor der Plage eines Virus, wenn wir uns zu nahe kommen?

So ist die Nähe dieser Tage doppelt maskiert, undurchdringlich wirkt sie gerade, noch unendlich weiter weg als ohnehin schon, und manchmal scheint es, als ob die Nähe und die Liebe gegen Atemnot ankämpften. Die Welt ist ein Maskenball geworden, bei dem keine Kapelle spielt.

«Die Schweiz ist ein begnadetes Land»

Erfolgsproduzent Leslie Mandoki war Flüchtling aus Ungarn und hat sich eine Weltkarriere aufgebaut. Aus dem Corona-Lockdown spricht er über Musik, Seelenverwandtschaften, seinen grossen Respekt für Kanzlerin Merkel, den Zustand der Welt, lange Haare und die Genialität der Schweiz. *Von Roger Köppel*

Leslie Mandoki ist einer der erfolgreichsten Musikproduzenten Deutschlands. Er hat Hits produziert für Lionel Richie, Jennifer Rush, Phil Collins und viele andere. Seine Laufbahn ist eine Geschichte der Überwindung von Widerständen. 1975 floh er als 22-jähriger Rockmusiker aus dem kommunistischen Ungarn in den Westen. Dort musste er nochmals fast bei null anfangen. Mit der Pop-Band Dschinghis Khan erlangte er bereits 1979 internationale Berühmtheit, allerdings war ihm die Episode in musikalischer Hinsicht eher peinlich, da er selbst Rock und Jazz zuneigt. Schritt für Schritt baute er am Starnberger See bei München sein international tätiges Musikunternehmen mit grossen Studios auf.

Mandoki produziert auch für deutsche Konzerne wie Audi und VW. So hört jeder Besitzer eines A8 beim Einsteigen eine Melodie, die Mandoki komponiert hat. Die deutsche Kanzlerin Angela Merkel verpflichtete ihn für die musikalische Untermalung ihrer Wahlkämpfe. Der gebürtige Ungar verfasste einige Hymnen für den FC Bayern München. Ende 2019 veröffentlichte er ein neues, opulent eingespieltes Jazzrock-Doppelalbum «Living in the Gap + Hungarian Pictures» mit musikalischen «Soulmates», Seelenverwandten, wie Ian Anderson von Jethro Tull.

Mandoki ist eloquent und kulturell umfassend gebildet. Wie er am Telefon erzählt, liest er sich wieder durch die Werke Dostojewskis, während er Musik von Béla Bartók hört. Die Corona-Krise habe ihm faktisch ein Berufsverbot beschert. Das Musiker-Leben ohne Publikum bezeichnet er als «nacktes Grauen». Der 67-jährige Familienvater ist mit einer Ärztin verheiratet und hat drei Kinder.

Herr Mandoki, wenn Sie den aktuellen Sound der Welt anhören, wonach klingt der?

Wir sind in einem dunklen Tunnel, hören Wagner, auch mal Miles Davis, und draussen am Ende des Tunnels klingt eine wunderbare progressive Jazzrock-Band, die Zuversicht vermittelt – so ungefähr, wie Woodstock klang, aber mit der Klangästhetik von heute, frisch und jung. Die jungen Rebellen musizieren mit den alten Rebellen für mehr Achtsamkeit und gegen Gier und Egoismus, für den Zusammenhalt und gegen die Spaltung.

Wenn Sie den allgemeinen Wahnsinn der Gegenwart zu einem Soundtrack verdichten müssten, was käme dabei heraus?

Der Soundtrack würde mollschwer werden. Es ist sehr betrüblich. Meinen Kindern musste ich erklären: Selbst in der schlimmsten Phase des Kalten Krieges waren auf etlichen Kommandobrücken in einigen Ländern vernünftige Leute unterwegs als heute.

Dann ist die Musik die letzte Oase von Vernunft und Hoffnung. Botschaft: Es ist doch nicht alles verloren.

Natürlich. Wir müssen raus aus den Filterblasen und Echokammern. Wir müssen zurück zu einer toleranten Welt, die allerdings nicht die Intoleranz toleriert. Das ist die Botschaft des progressiven Rock, des Jazzrock, wie auch wir ihn spielen. Michail Gorbatschow sagte mir hier in meinem Studio, dass sie damals in der Sowjetunion den progressiven Rock verboten hatten, weil dieser Sound Freiheit und Widerstand verkörperte. Es war kein Zufall, dass sowohl für Stalin wie für Hitler die Freiheit der Jazzmusik des Teufels war. In der Sowjetunion kamen Sie

«Ich denke sehr wohl, dass ich den Soundtrack der Zukunft schreibe.»

in den Gulag, wenn Sie ein Saxofon besaßen. Goebbels definierte Jazz als Soundtrack der freien Unordnung. Ich allerdings bin ein dezidierter Verfechter dieser Unordnung der Freiheit. Und Musik, wie ich sie verstehe, schafft eine bessere Welt, weil sie das Gemeinsame betont, ohne die Vielfalt und die Freiheit der Menschen einzuschränken.

Was ist die Bedeutung des Rock 'n' Roll in Ihrem Leben?

Rebellen, Aufstand für eine bessere Welt. Gegen Spaltung. Für Zusammenhalt.

Sind die Zeiten des Rock 'n' Roll unwiederbringlich vorbei?

Es gibt ein technisches Problem. Rock 'n' Roll ist Albummusik. Aber der Paradigmenwechsel bringt das Album zum Verschwinden. Prog-Rock hat es schwerer, sich im Streaming zu behaupten. Der Art-Rock als Gesamtkunstwerk löst sich irgendwo in den Algorithmen auf. Die Playlist tötet die Kunstform Album.

Sind Sie noch Rock 'n' Roller, oder bevorzugen Sie Blues, Jazz, klassische Musik?

Ich bin als Produzent in vielen Metiers zu Hause, muss ich auch. Als Künstler stehe ich

nahe beim progressiven Rock, der vom Jazzrock beeinflusst ist.

«Die ersten fünfzig Jahre des Lebens sind Text, der Rest ist Kommentar.» Trifft der Satz Arthur Schopenhauers auf Sie zu?

Nein. Ich lebe im Morgen. Ich lebe in der Welt meiner Kinder, und ich denke sehr wohl, dass ich den Soundtrack der Zukunft schreibe und die Sounds von heute gestalte. **Wird ab einem gewissen Alter das Finden von Melodien einfacher oder schwieriger?**

An Inspiration mangelt es bei mir nicht, aber meine Ansprüche gehen mit den Jahren ständig nach oben. Ich hatte das Privileg, während Jahrzehnten das Vertrauen meines Publikums und vieler begnadeter Künstler zu geniessen. Deshalb kann ich immer erst dann auf einer Bühne stehen oder im Studio mit Aufnahmen loslegen, wenn ich überzeugt bin: Das ist jetzt mein allerbestes Werk. Heute schiesst man nicht mehr einfach aus der Hüfte. Jeder einzelne Ton, jeder Satz muss nicht nur sitzen, sondern in Stein gemesselt sein. Je älter man wird, desto klarer wird: Jedes neue Werk ist ein Lebenswerk, ein Vermächtnis.

Was macht aus Ihrer Sicht eine erfolgreiche Melodie aus?

Sie muss einen sofort und für immer packen und darf nie nerven.

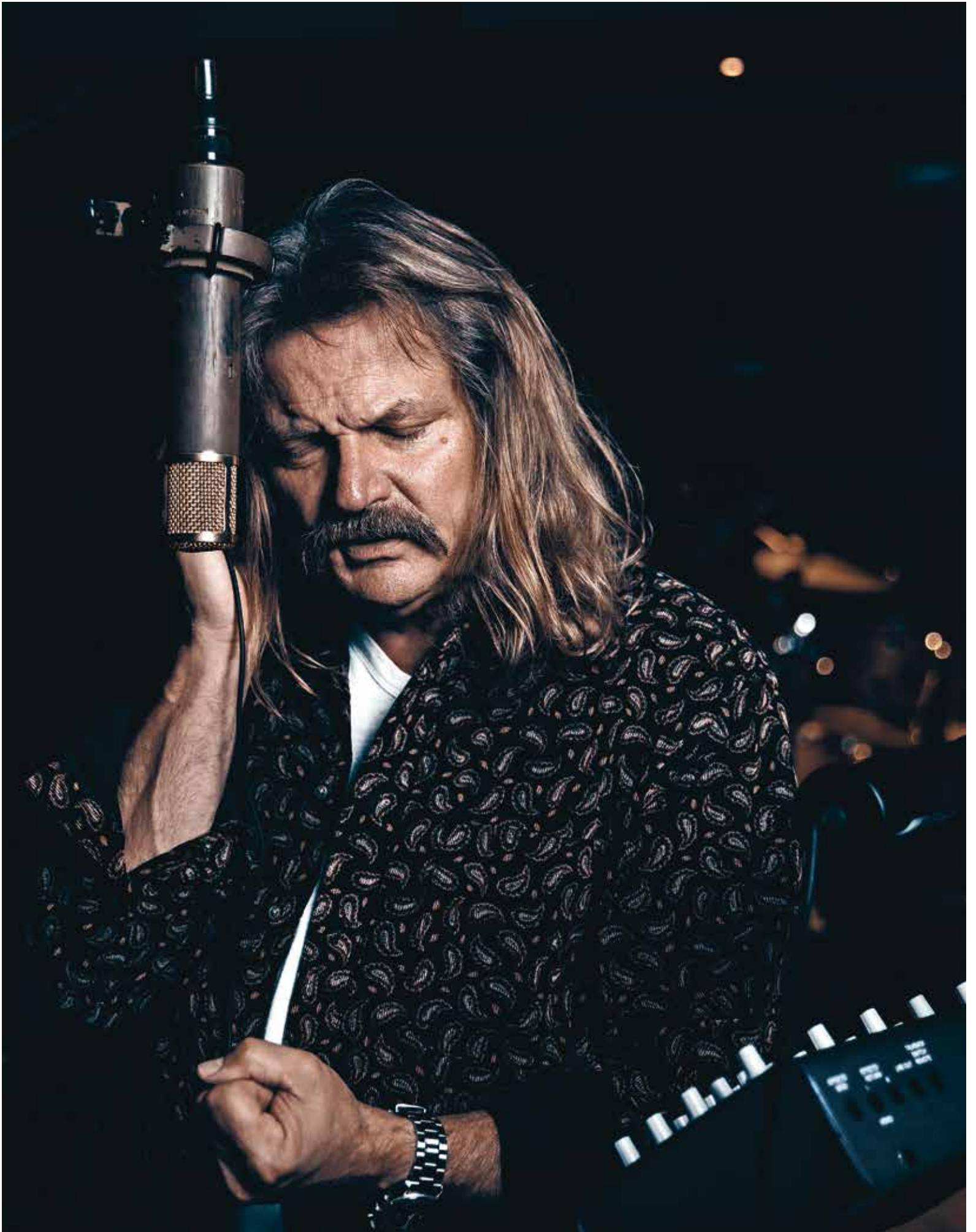
Was ist für Sie als Künstler der Kern Ihrer Botschaft an die Welt?

Lass uns offen sein, auch für das Gegenteil von dem, was wir selbst meinen. Lass uns durch Musik einander näherkommen. Ich will Spaltungen überbrücken. Dieses Verbindende vermisse ich heute auf der Welt. Sehr sogar. Darum heisst unser neues Album «Living in the Gap + Hungarian Pictures». Musik ist, dialektisch betrachtet, der grösste Verbinder, den wir haben.

Hat Corona Ihren Blick auf die Welt verändert?

Ja. Ich stelle mir die Frage: Ist das, was wir jetzt in der Wirtschaft wieder anstossen, wirklich gerecht für die nächsten Generationen? Ich finde nicht. Zwischen den Jungen und Alten klafft ein zu grosser Graben. Es braucht Achtsamkeit. Ich bearbeite gerade meinen Song «Wake Up». Wir müssen höllisch aufpassen, dass wir jetzt nicht ganz locker das Geld unserer Enkelkinder für Strukturen verbrennen, die nicht erhaltenswert sind, anstatt eine bessere Welt zu bauen.

» Fortsetzung auf Seite 48



«Der grösste Versöhner, den wir haben»: Musiknomade Mandoki.

Was ist das Beste, was Sie je komponiert haben? Worauf sind Sie besonders stolz?

Die Popliteratur gibt eine ganze Menge her, und meine Freunde und Kollegen haben so viel Grossartiges komponiert. Und bei mir? Ich bin immer vollständig auf mein aktuelles Werk konzentriert, also hier und jetzt auf unser neustes Album, das gerade auch in den USA erscheint.

Und was fasziniert Sie an Ihrem neusten Album am meisten?

«Turn the Wind»: Diesen Song habe ich geschrieben, als das Album schon fast fertig war. Ich sass am Klavier, da purzelte er regelrecht aus mir heraus. Dieser Song ist so besonders, weil ich da alles zusammenfasse, was mich derzeit bewegt.

Gibt es Songs, die Ihnen persönlich gefallen, aber beim Publikum durchfielen? Und wenn ja, schmerzt Sie das, oder ist es Ihnen egal?

Ja, das schmerzt schon, und es gibt auch Beispiele. Für beides übrigens. Manchmal wird ein Lied völlig unerwartet zu einem herausragenden Erfolg. Ich sehe mich aber weniger als der Erfinder von Melodien, ich bin eher der Songschreiber, denn eigentlich schreibt das Leben diese Lieder. Ich schreibe sie nur nieder, ich erlebe die Songs.

Was unterscheidet einen Musiker, der Hits schreiben kann, von einem Musiker, der auch gut ist, aber keine Hits schreiben kann?

Fokus. Die Hingabe. Die Bereitschaft, alles zu geben und viele, viele *extra miles* zu gehen. Man muss sein Wissen und sein Tun auf einen Punkt bringen. Alle Hindernisse sind mit Vorwärtsenergie zu überwinden, die Komplexität unseres Berufs ist in allen Bereichen mit Leben zu füllen.

Gibt es eine Musikrichtung, mit der Sie gar nichts anfangen können?

Dixieland.

Haben Sie das Maximum aus Ihrem Talent herausgeholt?

Das zu sagen, wäre anmassend. Aber wenn ich nach einem Konzert Standing Ovationen erlebe, habe ich sicher versucht, an die Grenzen zu gehen, und es ist ein bewegendes, ehrenvolles Privileg, das immer wieder aufs Neue von New York bis London erleben zu dürfen.

Was bereuen Sie?

Ich hatte das Pech, hinter dem Eisernen Vorhang aufzuwachsen. Mit der Flucht verlor ich einige Jahre, bis ich mein neues Koordinatensystem im Westen wiederfinden sollte. Ich musste fast bei null anfangen. Mit 22 war ich reif für eine Weltkarriere, landete dann aber in einem Asylantenlager und musste alles wieder neu lernen.

Wären Sie Musiker geblieben, auch wenn der kommerzielle Erfolg ausgeblieben wäre?



«Da purzelte er regelrecht aus mir heraus»: mit Mike Stern (l.) und Till Brönner.

Ja, sicher. Eigentlich standen drei Berufe zur Auswahl: Maler, Dichter, Musiker. Noch immer pendle ich zwischen diesen dreien.

Wer schreibt die schöneren Melodien, das Leben oder der Tod?

Das Leben. Schmerz kann unglaubliche Lieder schreiben, Schmerz ist inspirierend, aber ich liebe das Leben. Ich habe eine durch nichts zu bändigende Daseinslust.

Gibt es einen Song von Ihnen, bei dem Sie der Perfektion nahegekommen sind?

Viele. Ich quäle mich so lange. Mit meinem neuen Doppelalbum stelle ich mich vor alle hin – es ist perfekt in allen Belangen –, das ist das Beste, was ich geben kann, auf jeden Fall ein Vermächtnis.

Für welchen Song von Ihnen schämen Sie sich?

Es war für mich überraschend, dass ich Popstar geworden bin. Das war nicht eingepplant. Da gab es Momente, da möchte ich nicht drüber reden. Als meine Kinder klein waren, entdeckten sie in meiner Bibliothek ein Buch über die Gruppe Dschinghis Khan. «Aber Vater», sagten sie, «du gehst doch nie an die Fasnacht, was ist denn das hier?» Da habe ich festgestellt, ich hatte meinen Kindern gar nie gesagt, dass ich auch mal Popstar war.

Wie ordnen Sie die Episode Dschinghis Khan in Ihrem Leben ein?

Heute kann ich gut darüber schmunzeln. Jeder hat mal einen Asylantenjob, das war meiner. Ausserdem habe ich in dieser Zeit viel gelernt.

Wer ist für Sie der grösste Komponist aller Zeiten? Und weshalb?

Frank Zappa und Ian Anderson. Weil sie bewiesen haben, dass Popmusik die gleiche Bedeutung haben kann wie klassische Musik.

Wer ist der Frank Zappa der Gegenwart?

Vielleicht Sting. Oder Steven Wilson.

Wie beurteilen Sie Lady Gaga?

Eine sehr fähige und sehr intelligente Künstlerin.

Was für Musik hören Sie gerade selbst?

Gestern Nacht hörte ich ein Streichquartett von Béla Bartók. Vorgestern hörte ich die Playlist meines Sohns.

Welcher Musiker, mit dem Sie zusammengearbeitet haben, war der talentierteste?

Ich habe das ehrenvolle Privileg, mit den grössten Talenten spielen und sie im Studio aufnehmen zu dürfen. Die pure Gnade des Gesangstalents verkörpert für mich Chaka Khan. Und als Instrumentalist Cory Henry, der Herbie Hancock der Gegenwart. Aber Chaka ist die talentierteste Sängerin unserer Zeit, Corys Ausnahmetailent wie eine musikalische Urgewalt. Für mich ist es eine grosse Ehre, mit den beiden zu musizieren.

Warum tragen ungarische Männer gerne lange Haare und Schnäuze?

Gute Frage. Bei uns war das so, dass die kommunistische Partei in meiner Konservatoriumszeit die Länge der Haare reguliert hat. Das Einzige, was erlaubt war, war Schnauzbart, also liess ich den von Anfang an wachsen. Die Haare kamen erst später, nach dem Konservatorium. Meine Haare waren ein Protest gegen die Spiessigkeit der Kommunisten.

Und dass Sie die Haare und den Schnauz nie abgeschnitten haben: Ist das Markenpflege oder Sehnsucht nach der Jugend?

Ich liebe und lebe meine Jugend. Ich bin jemand, der in vieler Hinsicht nie erwachsen geworden ist, den jugendlichen Idealismus, diese Haltung eines renitenten Rebellen, habe ich nie verloren.

Interessiert Sie Politik?

Ja, wenn es um politische Gestaltung geht. Ich war ein politischer Musiker mit sechzehn und bin es heute noch. Das kleinliche, destruktive Hickhack an der politischen Oberfläche geht mir auf die Nerven. Ich bin ein Kind des Kalten Krieges, und ich bin sehr dankbar, dass es Reagan und Gorbatschow gelungen ist, den Eisernen Vorhang zu sprengen. Auch meinen ungarischen Landsleuten bin ich dankbar. Sie haben 1956 die sowjetischen Panzer nach Hause geschickt, doch die Kommunisten kamen wieder, nachdem der Westen die Ungarn verraten hatte. 1989 brach die ungarische Sehnsucht nach Freiheit wie 1956 wieder durch. Es waren die Ungarn, die als Erste den Eisernen Vorhang zerstörten, der Kampf für die Freiheit mit Studentenführer Viktor Orbán hatte gesiegt.

Keith Richards sagte sinngemäss: Wer im Rock 'n' Roll mit politischen Botschaften kommt, soll die Gitarre weglegen und auf einer Kanzel predigen.

Ich stehe dazu, dass viele meiner Werke eine politische Botschaft haben. Ich fand es grossartig, wie Willy Brandt zu einem Diktator wie Breschnew ging, um den Eisernen Vorhang zu überwinden. Man muss Menschen zusammenbringen, nicht trennen und spalten. Künstler sollten immer für die Freiheit eintreten.

Heute haben wir keinen Kalten Krieg mehr, aber Risse in Europa.

Das sehe ich auch so. Wir müssen verständnisvoller miteinander umgehen. Unter-

«Nichts ist traditioneller, nichts ist moderner. Einfach grossartig!»

schiedliche Nationen haben unterschiedliche Geschichten, und es gibt völlig legitime Mentalitätsunterschiede. Das muss man respektieren. Nehmen wir die Schweiz. Sie ist immer frei geblieben. Es gab kein fremdes Joch. Die ungarische Geschichte ist die Geschichte brutaler Unterwerfung; dieses Land an der Nahtstelle zwischen Ost und West musste die Erfahrung fremdbestimmter Besatzung machen. So unterscheiden sich Befindlichkeiten. Für die einen ist Freiheit etwas Selbstverständliches, für die anderen etwas Neues, Herrliches, vor allem etwas vor aktuell 31 Jahren selbst Erkämpftes.

Mit Dürrenmatt: Auch die Schweiz ist ein Gefängnis, aber eines, in dem die Wärter und Insassen identisch sind.

Die Schweiz ist ein begnadetes Land. Aber warum? Die Schweizer haben nie den Ehrgeiz entwickelt, anderen Ländern zu sagen, wie sie zu leben haben. Ganz wichtig. Wir in Deutschland haben leider diesen Habitus. Europa ist nur dann stark, wenn es die Kraft

aus den Unterschieden und der Vielfalt zieht. Auch da ist die Schweiz ein wunderbares Beispiel. Sie ist so liebens- und so lebenswert aufgrund der grossen regionalen Unterschiedlichkeiten. Für diese Vielfalt trete ich als Musiker ein, wie mein *soulmate* Udo Lindenberg, für eine bunte Republik, für ein buntes Europa.

Hören wir hier eine leise Kritik an der heutigen EU heraus? Zu viel Einfalt?

Natürlich. Das war die Ursache des Brexits. Ohne die Briten ist die EU unvollständig. Der Abgang ist eine tragische Geschichte. Die Briten werden wir stark vermissen. Sie waren auch ein gutes Korrektiv, und sie pochten immer auf die Vielfalt. Ja, die EU muss mit aller Farbigkeit natürlich und von unten wachsen.

Das heisst: mehr Wettbewerb.

Klar. Es sind immer einzelne Staaten in unterschiedlichen gesellschaftlichen Gebieten vorausgegangen. In meiner Geburtsstadt Budapest zum Beispiel ist die Bekämpfung des Antisemitismus besser gelungen als in Brüssel, in Paris oder in Berlin. Es ist absolut unvorstellbar, dass in Budapest Mitglieder der grössten europäischen jüdischen Community belästigt werden, wenn sie mit der Kippa auf die Strasse gehen. Den Berliner Juden hat man unlängst empfohlen, auf der Strasse keine Kippa zu tragen, weil es gefährlich sei. Was die Bekämpfung von Antisemitismus angeht, ist Ungarn ein Vorbild.

Was sagen Sie über Viktor Orbán, Feindbild für viele in Europa?

Ich sage immer: Geht da hin, schaut es euch an, macht euch ein Bild. Es hiess, das Parlament habe in Ungarn während Corona abgedankt. Das stimmt nicht. Es tagte immer. Und Orbán gab seine Corona-Vollmachten früher ab als andere. Ich sage nur: Geht hin und recherchiert und versucht, die Risse zu überwinden, lernt aus der unterschiedlichen Geschichte. Seid kritisch, seid tolerant, seid respektvoll und sucht das Verbindende, denn darauf lässt sich aufbauen.

Die Ungarn sind glühende Europäer.

Ja, sie lieben das Europa Helmut Kohls. Aber leider hat sich die EU in den letzten Jahren von Helmut Kohls Union der Gleichberechtigung entfernt. Ich habe den Vertrag von Lissabon gelesen. Da steht drin, dass die EU-Kommission keine politische Entscheidungsgewalt hat. Vertragstreue und Gleichbehandlung der europäischen Völker gehörten aber nicht zu den ausgeprägten Stärken des früheren Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker.

Was verbindet Sie mit Angela Merkel?

Ich halte sie für ein grosses Glück. Gerade in Pandemiezeiten war es wieder ein Segen, diese Naturwissenschaftlerin, eine Bildungsbürgerin par excellence, an der Spitze der Bundesrepublik zu wissen. Sie ist eine sehr

kluge, sehr fleissige Frau. Ich durfte alle Wahlkämpfe musikalisch für sie gestalten, ein riesiges Privileg. Ich bin durchaus der Meinung, dass sie in gewissen Momenten weniger auf Frankreich als auf die ostmitteleuropäischen Staaten hätte hören sollen. Die Visegrád-Staaten sind wirtschaftlich heute 65 Prozent stärker als Frankreich. Merkel hätte aus meiner Sicht die emotionalen Bindungen zu diesen freiheitsliebenden, oft eigensinnigen Völkern verständnisvoller pflegen können. Sonst halte ich sie für eine ganz grossartige Persönlichkeit.

Was haben Sie aus der Corona-Pandemie für sich persönlich gelernt?

Wir müssen neu definieren, was systemrelevant ist im Leben. In den letzten 25 Jahren ist alles zum Spekulationsobjekt geworden. Jetzt haben wir gelernt, dass andere Berufe und Tätigkeiten wichtiger sind, wenn es ums nackte Leben geht. Die Gier als Leitmotiv der letzten Jahre muss wieder durch Achtsamkeit ersetzt werden.

Ihre grösste Angst?

Dass es misslingt. Haben wir den Eisernen Vorhang zerrissen, um die Freiheit der Gier zu opfern und die finanzielle Zukunft unserer Kinder zu zerstören? Der neoliberale Kasinokapitalismus ist pures Gift für unsere Gesellschaft, wir müssen zurück zu Ludwig Erhards sozialer Marktwirtschaft mit menschlichem Fokus.

Worauf freuen Sie sich?

Dass wir durch die Corona-Krise kommen und nachher mehr Verständnis füreinander haben und kraftvoll an einer besseren Welt bauen werden.

Was schätzen Sie an der Schweiz?

Grossartige Landschaft, grossartige Menschen. Sinnbild der Freiheit und der Eigenständigkeit. Ich schätze unendlich Ihre Basisdemokratie, das ist traditionell modern. Nichts ist traditioneller, nichts ist moderner. Einfach grossartig!

Was ist die schönste Gegend der Schweiz?

Allein in Zürich gibt es fünf Spots, die ich sofort nennen könnte, dann Genf, Zermatt, St. Moritz, Davos – Schönheit pur. Wenn ich etwas hervorheben muss, sind es die Menschen, diese unglaubliche Toleranz, zu sich selbst zu stehen, bodenständig, geerdet, auf eine natürliche Weise stolz, Schweizer zu sein. Die Schweiz hat ein Nationalbewusstsein, das nicht auf Ausgrenzung beruht, sondern auf der Selbstsicherheit der Schweizer, eine tolle Heimat zu haben. Das ist für mich weltweit vorbildlich.

Mandoki Soulmates:

Living in the Gap + Hungarian Pictures. Im Handel.

Sein linker Haken veränderte die Welt

Joe Louis, Sohn eines Baumwollpflückers aus Alabama, trug entscheidend zur Bürgerrechtsbewegung bei. Nicht mit einem Stein in der Hand, sondern mit Boxhandschuhen und einem tadellosen Charakter. Mit dem Sieg gegen Max Schmeling läutete er 1938 den Untergang der Nazis ein. *Von Mathias Müller*

Sport war für die Nationalsozialisten ein integraler Bestandteil der Beweisführung für die Überlegenheit der arischen Rasse gegenüber Juden, Schwarzen, Zigeunern sowie für die Dominanz Deutschlands und des Nationalsozialismus gegenüber der übrigen Welt und der Demokratie. In diesem Sinne war 1936 ein gutes Jahr für die Nationalsozialisten. Bei den Olympischen Spielen in Berlin errangen die Deutschen die meisten Medaillen. Wochen zuvor konnte Hitler einen anderen Triumph feiern: Überraschend gewann Max Schmeling am 18. Juni im Yankee-Stadion gegen den in 24 Kämpfen ungeschlagenen Afroamerikaner Joe Louis.

Für die schwarze amerikanische Bevölkerung brach eine Welt zusammen. Joe Louis war ihre Hoffnung im rassistischen Amerika. Ein bescheidener, sympathischer, hart arbeitender Junge aus Alabama. Louis galt als einziger Schwarzer, der einen weissen Mann ungestraft schlagen durfte, nun wurde er auf die Bretter geschickt. Die Sängerin und Bürgerrechtlerin Lena Horne gab an diesem Abend in Cincinnati ein Konzert und war am Boden zerstört: «Ich wurde fast hysterisch, und einige der Bandmitglieder fingen während des Konzerts an zu weinen.»

Adolf Hitler und sein Propagandaminister Joseph Goebbels jubelten. Schmeling, selber nie Mitglied der NSDAP, wurde zur Galionsfigur der Nazis. Sein Triumph stand für die nordisch-germanische Überlegenheit. «Schmelings Sieg war nicht nur Sport. Es war eine Frage des Prestiges und der Rasse», schrieb das Naziblatt *Das Schwarze Korps*.

Roosevelt gegen Hitler

Louis liess sich nicht aus der Bahn werfen. Er kämpfte sich zurück und erhielt das Recht auf einen Titelkampf. Am 22. Juni 1937 war es so weit. Louis besiegte Titelhalter James Braddock in Chicago und eroberte als erster

Schwarzer seit 22 Jahren den Weltmeistergürtel im Schwergewicht. Der «Brown Bomber» hatte Unglaubliches erreicht. Die Revanche gegen Schmeling wurde auf den 22. Juni 1938 festgelegt.

1938 gab es keine Zweifel mehr, wohin Hitlers Kolonnen marschierten. Die Verhaftun-

«Wenn wir die Nazis schlagen wollen, dann brauchen wir solche Muskeln.» Die Botschaft: Wenn Louis Schmeling besiegt, dann kann es die freie Welt auch mit den Nazis aufnehmen.

Der ganzen Welt war klar: Das ist nicht bloss ein Kampf um die Krone im Schwergewicht zwischen Louis und Schmeling, sondern ein Kampf zwischen Weltanschauungen. «Sie» gegen «uns», Roosevelt gegen Hitler, Faschismus gegen Demokratie, Unterdrückung gegen Freiheit. Auch für die Juden auf der ganzen Welt wurde Louis zum Hoffnungsträger. Erstmals wurde den Nationalsozialisten die Stirn geboten.

Die Bedeutung für die schwarze Bevölkerung Amerikas war immens. Zum ersten Mal trug ein schwarzer Mann die Hoffnungen aller Landsleute auf seinen Schultern. Zum ersten Mal schien der Rassismus vergessen. Wie der Boxhistoriker Thomas Hauser im *Guardian* schrieb: «[Dies] war das erste Mal, dass viele weisse Amerikaner offen für einen schwarzen Mann gegen einen weissen Gegner eintraten. Es war auch das erste Mal, dass viele Menschen hörten, wie ein schwarzer Mann einfach als «der Amerikaner» bezeichnet wurde.»

Amerika stand still: Kurz vor 22 Uhr fiel die Stimme von Clem McCarthy wie eine Decke über die Nation. In Wohnungen, Bars, Kinos, Baseballparks und öffentlichen Plätzen hingen die Massen am Radio. Die Strassen waren wie leergefegt.

Aber nirgendwo hörten die Menschen gebannter zu als in

den Schwarzen-Vierteln. Der im Jahre 2017 verstorbene Dick Gregory, Komiker, Bürgerrechtler und Kämpfer für Vegetarismus, erinnerte sich fast siebenzig Jahre später daran: «Es gab einen Unterschied in den Stimmen der Ansager. An diesem Abend klang es, als ob sie ihn liebten. Es klang, als sei er für sie kein Nigger mehr. Joe war Amerikaner geworden.»

Joe Louis trat in das mit 80 000 Menschen restlos besetzte Yankee-Stadion in New York,



Hoffnung aller Landsleute: Joe Louis (l.), Max Schmeling, New York, 1938.

gen politischer Gegner, die Verschärfung der Nürnberger Gesetze, der Anschluss von Österreich, der Achsenpakt mit Italien und der Terror gegen die Juden demonstrierten Hitlers rassistische Ideologie und dessen imperialistische Absichten. Die westliche Welt ahnte Böses.

Im März 1938 dinierte Louis beim US-Präsidenten Franklin Delano Roosevelt. Dieser soll dabei Louis' Bizeps berührt und gesagt haben:

hundert Millionen Menschen hingen am Radio. Das ganze Gewicht seines Landes lastete auf seinen breiten Schultern. Beim Einmarsch von Schmeling kochte die Menge. Der Deutsche wurde beschimpft und mit Bananen, Zigaretten und Bechern beworfen. Die Polizei musste den Ring umstellen, um Schmeling zu schützen. Auch in Deutschland verfolgten trotz Zeitverschiebung über zwanzig Millionen den Kampf live.

«Steh auf, Maaax!»

Im Stadion war nur der Ring beleuchtet. Es schien, als ob es im ganzen Universum bloss einen Platz von Bedeutung gäbe. Kurz nach 22 Uhr leerte sich der Ring bis auf Schmeling, Louis und Ringrichter Arthur Donovan. Bereits nach wenigen Sekunden unterbrach Donovan das erste Mal den Kampf. Fünf linke Haken und ein Körperschlag trieben dem Deutschen vor Schmerz Tränen in die Augen. Der geschockte deutsche Sportreporter Arno Helmig schrie: «Steh auf, Max! Steh auf, Maaax! Steh auf, Maaaaaax!» Beim dritten Niederschlag, nach gerade mal zwei Minuten und vier Sekunden, flog aus Schmelings Ecke das Handtuch.

Das Stadion, ja ganz Amerika explodierte vor Euphorie. Autor David Margolick: «Im Stadion brach Euphorie aus. Weisse und Schwarze lagen sich in den Armen. Von jüdischen Fans hagelte es wüste Schimpfworte gegen Schmeling. Die US-Schauspielerinnen Tallulah Bankhead, die am Ring sass, schrie die deutschen Schmeling-Fans hinter sich an: «Ich hab's euch doch gesagt, ihr Scheisskerle!»

Überall strömten die Menschen auf die Strassen. Ein Freudentaumel, wie ihn das Land noch nie erlebt hatte, in den afroamerikanischen Quartieren gab es kein Halten mehr. Die Dichterin und Autorin Maya Angelou erinnerte sich: «Weltmeister! Ein schwarzer Jungel»

Reagan: «Seine Karriere war eine Anklage gegen rassistische Bigotterie.»

Der Bub einer schwarzen Mutter! Er war der stärkste Mann der Welt. Die Menschen tranken Coca-Cola wie Ambrosia und assen Süssigkeiten, wie wenn Weihnachten wäre! Der «Braune Bomber» war nun «Der amerikanische Champion».

In Schweizer Zeitungen stand am 24. Juni: «Louis wurde von einer enthusiastischen Menge in seine Kabine begleitet; die rund 20 000 Neger, die sich unter den Zuschauern befanden, blieben noch lange, nachdem die übrige Menge verschwunden war, im Stadion und ergingen sich immer wieder in Begeisterungstürmen. Ähnlicher nicht enden wollender Jubel herrschte im New Yorker Negerviertel Harlem.»

Ganz anders in Deutschland. Dort verstummte die Stimme von Kommentator Arno Helmig direkt nach dem Kampfe. Die Leitung war plötzlich tot. Hitler und Goebbels konnten sich nicht damit abfinden, dass ihr arischer Herrenmensch von einem Schwarzen demonstriert worden war. Am Tag nach dem Kampf schrieb die Zeitung *New York World Telegram*: «In 100 Jahren wird irgendein Historiker, zumindest in einer Fussnote, festhalten, dass der Niedergang des Nazi-Reichs mit einem linken Haken eines ehemaligen ungelerten Automobilarbeiters begann. [...]»

Joe Louis blieb noch bis 1948 Weltmeister. Insgesamt verteidigte er seinen Titel 25-mal! In den vierziger Jahren sah er es als seine Pflicht an, in der US Army zu dienen. Auch spendete er die Einnahmen von zwei WM-Kämpfen zugunsten von Soldaten. Während seiner Zeit in der Armee erreichte er, dass die Segregation in den Streitkräften abgeschafft und der Zugang für afroamerikanische Soldaten zum Offizierslehrgang jenem der Weissen angepasst wurde. In den fünfziger Jahren widmete sich Louis dem Golfsport. Dank Louis wurde die PGA Tour 1961 endlich auch für Schwarze geöffnet.

Mit seinen Taten prahlte er nie

Louis' Aktionen ausserhalb des Rings spiegelten das wider, was er im Ring tat, wo er stark und kraftvoll, aber immer würdevoll und respektvoll gegenüber seinen Gegnern auftrat. Louis war ein Mann der Tat. Auch wenn er nicht viel sprach und nie mit seinen Taten prahlte, so hat er nicht nur persönlich sehr viel erreicht, er hat auch die Welt im positiven Sinne verändert. Er brachte der Welt vor über achtzig Jahren mehr Liebe und Einigkeit als die meisten moralisierenden Politiker und Aktivisten der Gegenwart.

Als Joe Louis im Jahre 1981 verstarb, ordnete der damalige US-Präsident Ronald Reagan an, dass Louis im Heldenfriedhof von Arlington beigesetzt werden sollte. «Ich hatte das Privileg und werde immer dankbar sein, Joe Louis als Freund gehabt zu haben», sagte Reagan zum Tod von Louis. «Als Sohn eines Baumwollpflückers aus Alabama kämpfte sich Joe Louis an die Spitze des Profiboxens und in die Herzen von Millionen von Amerikanern. [...] Aber Joe Louis war mehr als eine Sportlegende – seine Karriere war eine Anklage gegen rassistische Bigotterie und eine Quelle des Stolzes und der Inspiration für Millionen von Weissen und Schwarzen auf der ganzen Welt.»

Eine längere Version dieses Artikels auf: www.muellermathias.ch

Mathias Müller, 50, ist Berufsoffizier, Oberst im Generalstab und Kommandant Rekrutierung der Armee. Er studierte Psychologie und Medienwissenschaft und sitzt seit 2014 für die SVP im Grossrat des Kantons Bern. Müller war selbst Amateurboxer, amtiert als Präsident des SC Lyss, ist verheiratet und Vater von drei Kindern.

Kultur

Java-Nashörner

Die Popliteratur ist vom Aussterben bedroht. Dabei ist sie schützenswert. Von Anton Beck



Omnipräsent als Promi: Von Stuckrad-Barre.

Die Luft riecht nach Entscheidung, nach Arbeit und Hotel» – dieser Satz war in den letzten Wochen häufig auf der Internetplattform Instagram zu hören. Es handelt sich um die ersten Verse eines Songtextes der Hamburger Rockband Selig, welche ihr 25-Jahre-Jubiläum feiert. Schauspieler, Musiker, Moderatoren sagten den Satz vor sich hin, angestiftet vom Schriftsteller Benjamin von Stuckrad-Barre, der seine prominenten Freunde eben dazu aufgerufen hatte.

Von Stuckrad-Barre war Gagschreiber für Harald Schmidt und zeigte später mit seinen Romanen, dass das Schriftstellerleben auch aus Drogenkonsum, Groupies und vollen Sälen bestehen kann und nicht unbedingt nur aus Sauvignon blanc und frigidem Lesungen. Von ihm stammt die vielzitierte Beobachtung, in einem Literaturhaus zu lesen, sei, wie einen Autoreifen zu ficken.

Die Blüte der Popliteratur, zu deren Vertretern auch Christian Kracht und Eckhart Nickel zählten, war in den späten Neunzigern. Während Kracht und Co. sich von der Oberflächlichkeit des Pop ab- und sich kosmopolitischen Literaturhäusern zuwandten, ist von Stuckrad-Barre seinen Wurzeln treu geblieben. Ob via Podcast, TV oder Social Media, er ist noch immer omnipräsent, nicht unbedingt als Schriftsteller, sondern vielmehr als Promi. Das Verständnis von Literatur als Vorwand, als Ereignis und nicht als Medizin gegen Welt-schmerz hat in den letzten Jahrzehnten jedoch immer stärker abgenommen.

Der Nachwuchs dieser Literaturauffassung fehlt komplett, und von Stuckrad-Barre zählt wie das Java-Nashorn zu den Letzten einer aussterbenden Art. Leider.



Fast verliebt

Der Pianist

Von Claudia Schumacher

Ich möchte nie wieder eine Beziehung», sagte der Pianist. Wir hatten den Geburtstag einer Freundin gefeiert. Ich rauchte eine letzte Zigarette in die Berliner Nacht hinein. Die Stadt lag ruhig vor uns, warmes Laternenlicht – wie konnte er nur so etwas Unromantisches sagen? «Ich meine es ernst», sagte er lächelnd. Also sagte ich, was jeder perplexer Mensch sagen würde: «Vielleicht hast du noch nicht die Richtige gefunden?» Der Pianist erklärte mir, das sei nicht der Punkt. Alle Menschen würden tierisch nerven, wenn man sie auf Dauer aus der Nähe ertragen müsse. «Findest du Frauen grundsätzlich anstrengend?», fragte ich. «O ja!», sagte er. «Und was ist mit Männern?», fragte ich. «Auch», sagte er. Wir schwiegen.

«Ich kenne höchstens ein oder zwei Beziehungen in meinem Umfeld, die ich gut finde», durchbrach er die Stille. «Eifersucht und all der Mist: Wie kann man sich mit so etwas aufhalten?», fragte er verwundert. Ich sagte, dass viele Beziehungen eine ungute Dynamik hätten. Aber sei es nicht zutiefst menschlich, trotzdem eine romantische Hoffnung zu hegen? Ich erzählte ihm von meinem Freund. Dass ich jeden Morgen aufwache und mich unmässig freue, ihn neben mir zu sehen. Dass es nie langweilig werde mit einem interessanten Menschen, weil man immer noch eine neue Seite entdecken könne, wenn man liebe und somit neugierig sei. «Das ist schön!», sagte er. «Und es ist lustig: Neulich gab ich ein Interview, und ich sagte im Prinzip über meine Musik, was du über deinen Freund sagst. Dass ich sie immer noch tiefer ergründen will, ihr innerstes Wesen durchschauen. Dass sie sich mir aber auch entzieht und mich somit stets von neuem herausfordert.»

Ich nahm einen letzten Zug und drückte die Zigarette aus. Wir verabschiedeten uns. «Ich glaube, ich spiele noch ein bisschen Klavier», sagte er. Ich schaute ihm hinterher, seiner akkuraten Erscheinung mit den eleganten Schuhen, dem Hut und der Jacke, die aussah wie ein Einzelstück. Wer im Perfektionismus der Musik aufgeht, dem gefällt das Unperfekte der Menschen wohl nur mässig, dachte ich. Und freute mich auf den nächsten Morgen, an dem ich neben meinem Schatz aufwachen würde.



Die Welt steht kopf: «Berlin Alexanderplatz».

Knorrs Kultur

Unter die Räder gekommen

Alfred Döblins Grosstadt-Klassiker «Berlin Alexanderplatz» wurde mehrfach verfilmt und jetzt ein afrikanisches Flüchtlingsdrama daraus – die Kritik ist ergriffen. Von Wolfram Knorr

Er stand vor dem Tor des Tegeler Gefängnisses und war frei.» Mit diesem Satz beginnt der 1929 erschienene, in zahlreiche Sprachen übersetzte einzige und bedeutende Grosstadtroman der deutschen Literatur, vergleichbar vielleicht mit John Dos Passos' «Manhattan Transfer». Der praktizierende Arzt und Autor Alfred Döblin erlebte das unbändige Wachstum Berlins aus nächster Nähe, war Anhänger der Futuristen, vom Urbanen in allen grellen Facetten fasziniert, sah aber auch hinter dem Weltstadtgetöse – wie in Brechts «Im Dickicht der Städte» (1923) – das Leiden. Döblins Grosstadt-Wucht ist im Arbeiterviertel Berlin Alexanderplatz angesiedelt. Da war er Arzt und kam mit so manchen Kriminellen in Kontakt, einem Menschenschlag, der sich nicht so einfach pauschalisieren lässt. «Ich habe», schreibt Döblin, «diesen Menschenschlag in den verschiedensten Lagen beobachten können, und zwar beobachten in der Weise, die die einzig wahre ist, nämlich indem man mitlebt, mithandelt, mitleidet.» Daraus entstand sein Held, der wuchtige ehemalige Zement- und Transportarbeiter Franz Biberkopf, der nach einem Gefängnis-aufenthalt anständig werden will, aber wieder unter die Räder kommt und am Ende ramponiert, aber «zurechtgebogen» überlebt.

Er habe wie immer ohne Plan, ohne Richtlinie drauflosgeschrieben, keine Fabel konstruiert: «Die Linie war: das Schicksal, die Bewegung eines bisher gescheiterten Mannes.» Eine

Steilvorlage für das aufstrebende Bilder-Medium, und so folgte schon zwei Jahre später unter der Regie von Piel Jutzi («Mutter Krausens Fahrt ins Glück», 1929), mit Heinrich George als Biberkopf, die erste Verfilmung, kurz vor der Machtergreifung. Um einer Nazi-Kampagne zu entgehen, wurde das Finale in ein Happy End umgebogen. Ende der 1970er Jahre folgte die 13-teilige TV-Serie von Rainer Werner Fassbinder mit einem fulminanten Günter Lamprecht in der Hauptrolle. Von der Boulevardpresse als zu dunkel und «schmuddelig» verrissen, war Fassbinders Serie der Vorlage sehr nahe mit einem Biberkopf, der in einem Gefängnis mit düsterem Licht haust, ins Helle will und dabei in jede Schwerkraftfalle plumpst. Fassbinder zeigt's, ohne Metaphern und Symbole.

Und nun also folgt die kühne Version von Burhan Qurbani («Wir sind jung. Wir sind stark», 2015), einem deutschen Regisseur und Autor afghanischer Herkunft, die von der deutschen Kritik sogleich gelobt wurde, weil in Zeiten grassierender Rassismus-Vorwürfe kein Makel auf einen Geschundenen fallen darf, der statt aus Berlins Proll-Milieu aus der Flüchtlingsszene kommt. Gleich zu Beginn steht die Welt kopf, ein Boot kentert, nur Francis (Welket Bungué) überlebt, kann sich nach Berlin durchschlagen, landet bei afrikanischen Migranten und wird vom scheinbar netten Reinhold (Albrecht Schuch) unter dessen Fittiche genommen. Der gehört zum Gangsterboss Pums (Joachim

Król), der Flüchtlinge für seine Drogengeschäfte einsetzt. Francis, der sich bald Franz nennt, widersetzt sich, will nicht kriminell werden, arbeitet als Koch für die Bande und schlittert dann doch ins Verbrechen, verliert bei einem missglückten Überfall einen Arm, wird im Stich gelassen und von der Escort-Dame Mieze (Jella Haase) aufgenommen. Er verliebt sich in sie, und sie ist bereit, ihn vor den Ausbeutern zu schützen. Doch die Anziehungskraft von Reinhold ist grösser. So weit der Vorlage folgend.

Qurbanis Grundidee ist exzellent, aber die Abhängigkeit von Franz zu Reinhold will hier nie recht überzeugen, es fehlt an emotionaler Plausibilität. Es kann einen der Verdacht beschleichen, der Einfall, aus Biberkopf einen schwarzen Flüchtling zu machen, reicht schon, um respektvolles Staunen über die aktuelle Version von «Berlin Alexanderplatz» auszulösen. Dazu morbide Farben, düsteres Ambiente, dämonische Gangsterbosse, laszive Nutten, diabolische Lokalitäten – das wirkt alles schwer präventiös, gestelzt. Das Mithandeln, Mitleiden



Kaum lebensnah: Mieze (Jella Haase).

und Mitleben, wie Döblin sein Vorgehen beschrieb, wird ständig behauptet, aber nie aus konkreten Umständen, aus denen sich die empfindsame Seele von Franz wundscheuert, anschaulich entwickelt. Die Figuren Reinhold, Pums, Mieze und Franz wirken kaum lebensnah, klingen immer wie Typen, die sie darzustellen haben. Und da fallen auch tiefsinnige und anklagende Wandtafelsätze. Der emotionalen Spannung dient das nicht. ★★★☆☆

Auf Netflix

Wasp Network — Der Tag beginnt wie üblich: Frühstück, Küsschen der kleinen Tochter, der Gattin, dann zur Arbeit. Flugplatz. Rein in den Doppeldecker. Starten – und dann weg. Im Tiefflug von Kuba in die USA, ohne irgendeine Gefühlsregung Asylantrag stellen – und als Zuschauer denkt man: Was ist das denn? Kein Wort zur Frau? Einfach abhauen, aus dem kommunistischen Kuba raus, und die Familie im Stich lassen? Aber so beginnt der jüngste Film von Olivier Assayas, der von Arthouse-Produktionen («Personal Shopper») bis zu Terroristen-Biografien («Carlos») das Metier engagierten Erzählens mit souveräner Coolness beherrscht. In «Wasp Network» geht's,

nach wahren Begebenheiten, um gegenseitigen Terrorismus und Spionage zwischen Kuba und Exilkubanern in den 1990er Jahren. Wegen der Wechselseitigkeit kann der Zuschauer in der französisch-belgisch-spanisch-brasilianischen Produktion die Übersicht verlieren – aber das ist gewollt, und Assayas hat den Zuschauer trotz allem am Haken. Denn René



Brillantes Spiel: «Wasp Network».

González' (Edgar Ramírez) Verhalten – jener Pilot, der nach Florida ausbüxt, ohne mit seiner geliebten Olga (Penélope Cruz) und der sechsjährigen Tochter darüber gesprochen zu haben – bleibt lange ungeklärt. Hinzu kommen Parallelhandlungen in Havanna, Figuren, die neu eingeführt werden, die Handlung aber nicht transparenter machen. Schritt für Schritt wird erkennbar, worum es hier eigentlich geht: um Patriotismus, aus gegensätzlich ideologischen Perspektiven.

Pilot René González wird sofort von einer exilkubanischen Organisation vereinnahmt und zur Rettung von Bootsflüchtlingen eingesetzt. Als er auch als Drogenkurier beansprucht wird, verweigert er die Mitarbeit. Er will sauber bleiben, aus Patriotismus. Denn bald stellt sich heraus, dass er für Kuba spioniert, die exilkubanische Organisation unterwandert hat. Die wiederum setzt Terroristen ein, um dem kubanischen Tourismus zu schaden. Zwielfichtig geht's auf beiden Seiten zu. Das kubanische «Wasp»-Netzwerk, dem Gerardo Hernandez (Gael García Bernal) vorsteht, der spät der Handlung zugeführt wird, will mit seinen Undercover-Agenten Anschläge auf Hotels in Havanna verhindern, die aber von US-Behörden gebilligt werden. René González wird so zum Spielball, darf bald Frau und Kind in die USA nachholen, wird vom FBI observiert und macht die Bekanntschaft mit dem Kuba-Offizier Juan Pablo Roque (Wagner Moura), der 1992 tatsächlich in die Guantánamo-Bucht schwamm und zur schillernen Figur der Exilkubaner wird, aber nicht nur.

Assayas läuft mit seinem Film – nach wahren Begebenheiten des Journalisten Fernando Morais –, bei allem brillanten Spiel, wunderbaren Ambiente und allen hervorragenden Lokalitäten (teilweise durfte er in Havanna drehen), dann doch ein wenig Gefahr, den Überblick über die rivalisierenden Gruppen und ihre Aktivitäten zu verlieren. Trotzdem: Der Reiz ist enorm, die Spannung prima. ★★★☆☆



Unten durch

Filzli

Von Linus Reichlin

Wenn man älter wird, werden einem Dinge wichtig, die einem früher völlig egal waren. Zum Beispiel Filzli unter den Stuhlbeinen. Früher hielt ich das für spiessig, weil das nur Leute machten, bei denen man als Gast die Schuhe ausziehen musste. Mittlerweile muss man bei mir natürlich auch die Schuhe ausziehen, sonst würden ja die Filzli keinen Sinn machen. Ich investiere doch nicht viele Stunden in das Aufkleben und Zurechtschneiden von Filzli und lasse die Leute nachher in genoppten Lederschuhen über mein Parkett schrammen! Bei mir ist jeder willkommen, der frische Socken trägt. Die Damen hassen es natürlich, ihre extra für diese Einladung gekauften Schuhe ausziehen zu müssen. Deshalb biete ich ihnen einen Deal an: Sie dürfen die Schuhe anbehalten, aber nur, wenn sie mir gestatten, unter die spitzen Absätze Filzli zu kleben. Ich besitze zu diesem Zweck Filzli in verschiedenen Modifarben, passend zu der Farbe der jeweiligen Abendschuhe. Die meisten Damen entscheiden sich aber dafür, die Schuhe auszuziehen, denn sie befürchten, die überlappenden Filzli unter ihren eleganten Absätzen könnten die anderen Gäste zum Schmunzeln bringen. Aber wer spricht denn von überlappend!

Inzwischen beherrsche ich die Kunst des passgenauen Zuschneidens von Filzli weltmeisterlich. Ich benutze dazu drei verschieden gekrümmte Nagelscheren. Kürzlich gelang es mir sogar, die Filzli unter den Pfoten von Rodolfo, einem Irish Setter, formgenau zurechtzuschneiden. Rodolfo wurde mir von einem Freund für zwei Wochen zur Aufbewahrung übergeben. Der Hund selbst ist sympathisch, aber seine eisenharten Krallen sind der reinste Horror für jeden Parkettbesitzer. Nach der Abdämpfung der Pfoten mit den Filzli schlitterte Rodolfo auf dem Boden herum wie ein Anfänger auf der Eisbahn. An der Leine konnte man ihn übers Parkett ziehen wie einen Schlitten. Ich liebe dieses sanfte Geräusch, mit dem Hunde, Stuhlbeine, Tischbeine, Sofas und Frauen auf gefilzten Abendschuhen über das Parkett gleiten. Mein Freund Bruno liebt dieses Geräusch auch, deshalb haben wir einen Verein gegründet – wie alle

>>> Fortsetzung auf Seite 54

Menschen, die ihren sonderbaren Vorlieben den Anschein von Normalität verleihen wollen. Wir nennen uns Linker Filz, denn wir haben Humor. Wie bei solchen Vereinen üblich, ist es leider bereits zu einer Spaltung in zwei Fraktionen gekommen. Bruno schwört nämlich auf sogenannte Stuhlsocken, also Filze, die dem Tisch- oder Stuhlbein übergezogen werden wie ein Präservativ. Eine solche Schweinerei lehne ich ab. Ich will nicht jeden Tag von meinen Stuhlbeinen daran erinnert werden, wie lange ich schon keine geschlechtliche Verfilzung mehr erlebt habe. «Ausserdem muss ein Filzli», sagte ich bei einer Diskussion im Verein, «grundsätzlich unsichtbar sein. In Japan gibt es Möbelgleiter aus transparentem Filz: ein Traum!» «Die Filzli, die du bei Rodolfo benutzt», sagte Bruno, «sind auch nicht unsichtbar. Sie kleben ihm an der Nase!» «Ja», sagte ich, «aber nur, weil er sie sich dauernd von den Pfoten leckt und dann mit der Zunge an die Nase drückt. Er ist halt sehr verspielt.» «Dann benutzt doch bei ihm Teflongleiter mit Nägeln», sagte Bruno. Daraufhin trat ich aus dem Verein aus – nicht wegen der Nägel, sondern weil ich nichts mehr hasse als Teflongleiter.

Ja, so ist das. Jeder auf dieser Welt hat seine eigenen merkwürdigen Vorlieben und Abneigungen. Manche sammeln Figuren aus Überraschungseiern, andere entfernen aus ihrer Wohnung alle Gegenstände, die Kupfer enthalten. Wieder andere beschäftigen sich leidenschaftlich mit der Vorstellung, dass Bill Gates heimlich afrikanische Kinder gegen Tuberkulose impft, und noch mal andere vermeiden es, auf die Fugen zwischen zwei Steinplatten zu treten. All diesen Menschen kann ich nur empfehlen: Gründet einen Verein und tretet dann aus.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Der andere Chardonnay

Von Peter Rüedi

Was macht einen Wein aus? Die Traubensorte? Das Terroir? Das Handwerk des Winzers im Rebberg? Das Können des Kellermeisters? Die Antwort scheint einfach: alles zusammen. Und doch entbrennen darob zuweilen eigentliche Glaubenskriege. Zahlreich sind die Produzenten, die behaupten, der Wein entstehe im Weinberg, nicht im Keller. Das mag Einsicht sein, echte oder kokette Bescheidenheit. Zweifellos ist die Qualität des Traubenguts (sie hängt unter anderem auch von der Laubarbeit übers Jahr und vom richtigen Zeitpunkt der Lese ab) eine Grundvoraussetzung für einen guten Wein.

Allein, ein Stümper schlägt auch aus einer genialen Partitur keine Funken, auf die Interpretation kommt es an. Das Terroir ist gewiss entscheidend, nicht weniger die Traubensorte. Wer jedoch kennt schon die Differenzen zwischen den unzähligen Klonen? Ich wundere mich immer etwas über den Furor einiger Anhänger autochthoner Sorten, die vor lauter Enthusiasmus *pro specie rara* zu ABC-Schützen

werden («Anything but Chardonnay»). So wunderbar die Entdeckungen sind, die uns das neue Interesse für önologische Antiquitäten beschert, eine Heilslehre lässt sich daraus nicht ableiten.

Das musste dem Weltbürger Andrea Franchetti, geboren in New York, aufgewachsen in Rom, Sohn einer amerikanischen Mutter und Neffe des Künstlers Cy Twombly, keiner beibringen, als er, nach der Gründung des rasch sehr erfolgreichen Weinguts «Trinoro» in der Toskana, um die Jahrtausendwende auf den Ätna kam und mit einigen anderen (z. B. Frank Cornelissen, s. *Weltwoche* Nr. 26/20) am Vulkan einen eigentlichen Boom auslöste. Franchetti erkannte auf Anhieb die Qualitäten der alten Sorte Nerello Mascalese, sie ist bis heute die rote Hauptsorte seines nach dem Standort Passopisciaro benannten Betriebs. Bei den Weissen allerdings interessierten ihn die Autochthonen (Carricante, Catarratto) weniger, als was die Chardonnay auf den feinsandigen schwarzen Böden in den hohen Lagen am Vulkan bringen konnte.

Die Contrada (Lage) «Passochianche», seit 2000 dicht mit Chardonnay bestockt, liegt mit ihrer winzigen halben Hektare auf 870 bis 950 Meter Höhe. Mit ganzen 2600 Flaschen aus dem nicht unproblematisch feuchten Jahr 2018 ist dieser Weisse erstmals auf dem Markt – ein Wurf voller Finesse und Rasse. Ätna pur. Will sagen: ein Chardonnay als Essenz seiner vulkanischen Herkunft. Sehr aufregend, ein explosives, eigenwilliges, tief mineralisches Kraftpaket von einem südlichen Wein mit nördlich gezügelter Eleganz. Markant, *riche*, lang. Aber ohne ein Gramm Fett zu viel.

Passopisciaro Contrada Passochianche 2018. 13 %. Arvi, Melano. Fr. 51.70. www.arvi.ch



Die Bibel

Antirassismus?

Von Peter Ruch

Da ist weder Jude noch Grieche, da ist weder Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Frau. Denn ihr seid alle eins in Christus Jesus (Galater 3, 28). Dieser Satz des Apostels Paulus kann als antirassistisches Manifest gelesen werden. Die Unterschiede, auf die wir

Menschen wegen der Abstammung, der Kultur oder der Religion Wert legen, fallen in Christus dahin. Die Umsetzung ist in den christlichen Gemeinden nicht immer gelungen. Dessen ungeachtet bleibt es ein allgemeingültiges Ziel, Rassismus zu überwinden. Die erste Ebene betrifft das persönliche Umfeld, wo man Überlegenheitsgefühle vermeiden und anderen Menschen Achtung entgegenbringen kann. Die zweite ist weniger konkret, aber ebenfalls notwendig: Durch Bekenntnisse, Informationen und Regeln lässt sich dem Rassismus entgegenwirken. Unzählige Menschen weltweit sind rassistischen Bedrängnissen ausgesetzt und müssen eine Stimme bekommen. Das ist seit dem 25. Mai, als George Floyd in Minneapolis von einem Polizisten ermordet wurde, auf fünf Kontinenten ausgiebig geschehen. *Schwarze Leben zählen – Black Lives Matter*. Orchestriert von der Weltpresse, verengte sich die Betrachtungsweise allerdings zum Röhrenblick.

Die chinesische Regierung hält rund eine Million Uiguren in Hunderten von Umerziehungslagern mit Mauern, Wachtürmen und Stacheldraht fest. Zwangsabtreibungen und -sterilisationen gehören dazu. Die Motive der Han-Chinesen gegen das islamische Volk sind rassistisch. Eine andere rassistische Wunde ist die Unterdrückung, Verfolgung und oft Tötung von 260 Millionen Christen in rund fünfzig Ländern. *Zählen uigurische und christliche Leben auch?* Die ausschliessliche Aufmerksamkeit für einen einzigen Missstand kann andere und schlimmere Missstände verdecken. So werden «Antirassisten» zu Komplizen von Rassisten. Dazu passt die Behauptung des Rockmusikers Roger Waters, amerikanische Polizisten würden von israelischen Truppen die effiziente Tötung von Schwarzen gezielt erlernen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

Kultivierung der Kraft

Den schönsten Range Rover gibt es jetzt auch in der stärksten Variante: als Velar SVA mit 550 PS. *Von David Schnapp*

Schnell und schön ist eine Kombination, der sich nur wenige Autoliebhaber entziehen können. Natürlich ist dabei die Vorstellung, was schnell und was schön ist, eine Frage der individuellen Haltung. Aber wenn man behauptet, das unter dem Namen Velar immatrikulierte, mittelgrosse SUV sei der schönste aller Range Rover, wagt man sich nicht zu weit hinaus. 2018 wurde der Wagen deshalb immerhin mit dem Preis «World Car Design of the Year» ausgezeichnet.

Mit seinen versenkbaren Türgriffen, der sanft nach hinten abfallenden Dachlinie und dem relativ schmalen Fensterband ist der Velar weit weg vom klobigen geländetauglichen Auto. Aber überhaupt schafft es kaum jemand, mittelgrosse und sehr grosse Fahrzeuge mit so sicherer Hand zu zeichnen wie die Designer bei Land Rover.

Nun gibt es den Beau unter den SUVs erst noch mit dem aus verschiedenen Land-Rover- und Jaguar-Modellen – vom Zweisitzer Jaguar F-Type bis zum SUV Range Rover Sport – bekannten V8-Aggregat mit Kompressor. Der 5-Liter-Motor leistet 550 PS und hat ein mächtiges Drehmoment von 680 Newtonmetern. Das ist viel Leistung, sie wird aber von den Spezialisten der Special Vehicle Operations (SVO) ausgesprochen stimmig in das elegante Fahrzeug integriert. So rollt der Velar auf seiner Luftfederung angenehm komfortabel ab – während beispielsweise ein BMW XM4 mit Stahlfederung im Vergleich dazu betont straff unterwegs ist.

Der Velar bringt trotz angepasstem Fahrwerk, grösseren Rädern und Bremsen sowie einer Sport-Auspuffanlage seine Kraft kultiviert auf die Strasse. Es geht eher darum, immer noch etwas Reserve zu haben, als darum, alles aufs Mal loszulassen. Obwohl das Avantgarde-SUV in 4,5 Sekunden aus dem Stand 100 km/h erreichen könnte, gab es während der zwei Wochen, in denen ich mit dem Velar unterwegs war, kaum Gründe für Beschleunigungsfestivals. Es genügt in der Regel, zu wissen, dass man es könnte.

Wie jeder Range Rover wäre auch dieser Velar zu erstaunlichen Dingen abseits befestigter Strassen in der Lage. Das intelligente Allradsystem «Terrain Response 2» mit verschiedenen Offroad-Modi und Bergabfahrhilfe gehört zum Besten, was in der SUV-Welt erhältlich ist. Während man diese Funktionen selten braucht, ist das Navigations- und Unterhaltungssystem täglich im Einsatz und fällt deshalb auch eher durch seine nicht mehr ganz zeitgemässe Funktionsweise auf. Viel mehr gibt es am Range Rover Velar SVA nicht auszusetzen – kein SUV fährt schöner schnell.

Range Rover Velar SV Autobiography

Motor/Antrieb: V8-Kompressor, 8-Gang-Automatik, intelligentes Allradsystem; Leistung: 550 PS/405 kW
Hubraum: 4999 ccm; max. Drehmoment: 680 Nm / 2500–5500 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,5 sec
Höchstgeschwindigkeit: 274 km/h
Verbrauch (NEFZ):
ab 11,8 l/100 km
Preis: ab Fr. 126 500.–

Jazz

Das eiserne Starlet

Von Peter Rüedi

Diese CD ist vielleicht noch kein Meisterwerk, sicher aber ein grosses Versprechen. Connie Han, geboren 1996 in Los Angeles, ist als Pianistin ein Riesentalent. Ihr einziges Handicap: Sie ist mit ihren Model-Massen eine so umwerfende *beauty*, dass auf Anhieb keiner recht an ihre Kunst glauben mag. So viel Begabung bei solchem Aussehen, möchte man meinen, darf einfach nicht sein. Kritiker George W. Harris drückt es so aus: «She might dress like a Bond girl, but she plays like Hancock.» Dabei ist Herbie nur eines ihrer Vorbilder. Andere sind Chick Corea, Kenny Kirkland und, kaum zu glauben vor der ersten explodierten Linken, McCoy Tyner, der Inbegriff eines Power-Pianisten: «Ich glaube nicht, dass irgendjemand anders so viel für das moderne Jazz-Piano getan hat wie McCoy Tyner», sagt seine junge Verehrerin. «Er hat das Instrument als perkussives und interaktives Instrument wirklich vorangetrieben, besonders im Zusammenspiel mit dem Schlagzeug.»

Ihr Drummer heisst Bill Wyseske, und der ist in Personalunion ihr Entdecker, ihr musikalischer Direktor und ihr Produzent. Auch der ihrer jüngsten CD, die den sprechenden Titel «Iron Starlet» trägt, nach dem fulminanten Post-Bop-Fetzer, der die Scheibe eröffnet – ein heiss lodernes Bekenntnis zur grossen Tradition von Bop und Hard Bop, mit einem mitreisenden Trompetensolo von Jeremy Pelt aus dem Geist eines Freddie Hubbard oder Lee Morgan. Pelt ist, auch in den eher balladesken Nummern dieser CD, mit seinem glühenden Ton neben Wyseske der wichtigste Partner der *iron lady*; am Tenor ist Walter Smith III und am Bass Ivan Taylor. Für zwei Stücke vertauscht Connie Han den Steinway Model B Grand mit dem E-Piano und die Muhammad-Ali-Strategie («Float like a butterfly, sting like a bee») mit eher pastellfarbenen Tönen. Allein, das sind Episoden. Die generelle Sprache des Albums ist, in den Bop-Knüllern, in den groovenden Nummern wie in den Balladen (darunter die Billie-Holiday-Kultnummer «Detour Ahead»), die Lingua franca der Tradition des modernen Jazz, freilich in einer bereits wahrnehmbaren eigenen dialektalen Tönung.



Connie Han:
Iron Starlet.
Mack Avenue MAC 1171



Eines der bedeutendsten Kulturdenkmäler Europas: Berliner Schloss nach dem Wiederaufbau.

Denkmäler

Stein um Stein für Preussens Gloria

Von *Christoph Mörgeli* — Das Berliner Schloss ist so gut wie fertiggestellt. Das grösste, umstrittenste Kulturprojekt der Bundesrepublik verströmt alten wie neuen Glanz. Das Werk ist gelungen und darf sich sehen lassen.

Zu den politischen Fehlurteilen von Thomas Mann gehört die Aussage: «Meines Wissens hat der Bolschewismus niemals Kunstwerke zerstört.» Doch die vollständige Zerstörung des Berliner Schlosses gehört zu den ganz grossen Schandtaten der Bolschewisten und ihrer geistigen Nachfolger. Gewiss, die alliierten Bomben hatten 1943 und 1945 dem einzigartigen Kunstwerk aus sechs Jahrhunderten arg zugesetzt. Aber das Mauerwerk nebst künstlerischem Schmuck war über weite Teile intakt geblieben, und das Schloss hätte unter dem DDR-Regime zumindest teilweise wiederhergestellt werden können.

Dennoch verkündete der Staatsratsvorsitzende Walter Ulbricht 1950 unter dem langanhaltenden Applaus seiner Lakaien den Abbruch des «Stadtschlusses». Trotz weltweiter Proteste und auch mutiger Stimmen von Kulturkennern in der DDR wurde das gewaltige Bauwerk abgesperrt, bewacht und schliesslich gesprengt und abgetragen. Nicht die Vernichtung der Erinnerung an die monarchische Tradition des Hauses Hohenzollern bildete dabei

das hauptsächliche Motiv. Vielmehr wollte die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) Platz schaffen für Grossaufmärsche und Jubelfeiern in Berlin-Mitte.

Rekonstruktion als Durchbruch

1961 bis 1963 wurde neben dem Baugrund des Schlosses das Staatsratsgebäude errichtet und mit dem Aussenministerium (1967) sowie dem Palast der Republik (1976) zu einer U-Form ausgestaltet. Bei Letzterem handelte es sich um ein durch Asbest verseuchtes städtebauliches Monster, welches das historische Stadtzentrum gegen Osten richtiggehend abriegelte. Nach der Wende entfernte man das Aussenministerium wie auch den Palast der Republik, während das Staatsratsgebäude als Zeuge der DDR-Zeit erhalten blieb.

Dass es zum Wiederaufbau des früheren Schlosses kam, ist dem enormen persönlichen Einsatz von Wilhelm von Boddien zu verdanken. Der heute 78-Jährige entstammt einem mecklenburgischen Adelsgeschlecht und ist in der Nähe von Hamburg aufgewachsen. Später

übernahm er die Leitung der väterlichen Landmaschinenfirma. Seit seiner Jugend interessierte sich der gelernte Kaufmann für die Geschichte Preussens und insbesondere für jene des Berliner Schlosses. Er initiierte den Förderverein Berliner Schloss und wurde nach Beendigung seiner unternehmerischen Tätigkeit 2004 hauptamtlicher Geschäftsführer.

Das Schlüsselereignis für den Wiederaufbau bildete 1993/94 die spektakuläre Rekonstruktion der Schlossfassaden im Verhältnis eins zu eins. «Wir dachten, wer nicht hören will, muss sehen», meint Wilhelm von Boddien zur *Weltwoche*. «Unsere privat organisierte Simulation war der Durchbruch, denn das Auge entscheidet zu 80 Prozent, das Ohr nur zu 20.» Jedenfalls begannen sich die Berliner wie die übrigen Bürger der Bundesrepublik mit einem Wiederaufbau des Berliner Schlosses anzufreunden.

Was nun folgte, war der wohl heftigste Kulturdenkmalstreit der deutschen Nachkriegsgeschichte. Die geistigen Sachwalter des DDR-Regimes entsetzten sich zusammen mit

architektonischen Bedenkenträger vor jeder Art von angeblich «unehrlichen» Rekonstruktionen. Andere befürchteten die Rehabilitation einer verhängnisvollen Vergangenheit. Das böse Spottwort «Disneyland» machte in der Presse die Runde. Das stachelte die Befürworter zusätzlich an, möglichst ehrlich und detailgetreu zu rekonstruieren. «Viele sehen ein Schloss lediglich als Zeugnis gekrönter Häupter. Sie verkennen, dass nicht Könige die kulturellen Spitzenleistungen erbracht ha-

Das böse Spottwort «Disneyland» machte in der Presse die Runde.

ben, sondern die allerbesten Künstler verschiedener Epochen und Nationalitäten», gibt Wilhelm von Boddien zu bedenken.

Eine im Jahr 2000 von Bundesregierung und Berliner Senat eingesetzte internationale Expertenkommission plädierte für einen Wiederaufbau des Schlosses. Und zwar am ursprünglichen Standort und im früheren Umfang mit Rekonstruktion der barocken Fassaden und des sogenannten Schlüterhofes. Der mittlere Quertrakt aus vorbarocker Ära wurde als nicht rekonstruktionswürdig beurteilt. Das gleiche Schicksal erfuhr der Eosanderhof, der überbaut werden durfte, um die vorgesehenen 40 000 Quadratmeter Nutzfläche zu erhalten.

Es wurde also beschlossen, auf drei Fronten das Aussehen aus der Zeit des beginnenden 18. Jahrhunderts wiederherzustellen. Die Ostseite gegen die Spree enthielt schon immer ältere Bauteile aus dem späten Mittelalter und der Renaissance; sie war als Zeugin einer älteren Vergangenheit wenig repräsentativ. «Die Berliner lebten immer nach dem Motto «Vorne hui und hinten pfui», sagt Wilhelm von Boddien lachend. Im Sinne eines politischen Kompromisses wurde beschlossen, auf die Rekonstruktion der Spreeseite zu verzichten und stattdessen eine moderne Fassade aufzurichten. Diese korrespondiert mit dem modern wiederaufgebauten östlichen Stadtteil.



Förderer Wilhelm von Boddien.

Schweizersaal wäre rekonstruierbar

Nachdem der Bundestag 2002 dem Konzept der Expertenkommission zugestimmt hatte, wurde aus 85 Architekturvorschlägen jener von Franco Stella aus Vicenza ausgewählt. Der Bund, zu einem kleineren Teil die Stadt Berlin und Private brachten bisher 644 Millionen Euro für den Bau auf. Wilhelm von Boddien's Förderverein verpflichtete sich zu 105 Millionen Euro: «Den Aufwand für den prachtvollen barocken Aussenschmuck sollen nicht die Steuerzahler tragen.» Die baro-

cke Gigantentreppe wie die darüberliegenden Räumlichkeiten, etwa der 1702/03 entstandene Schweizersaal, könnten zu einem späteren Zeitpunkt wieder originalgetreu rekonstruiert werden. Der Schweizersaal ist benannt nach der kurfürstlich-königlichen Leibwache von Schweizergardis-



Der 1702/03 entstandene Schweizersaal.

ten, die dort die Eingänge zu den Paradekammern bewachten.

Die moderne Ostfassade von Franco Stella erwies sich als städtebaulich umstritten. Es wird dem Italiener aber zugestanden, dass die schlichte, sehr strenge Architektursprache als Neuschöpfung deutlich erkennbar ist. Im Sommer 2013 konnte der damalige Bundespräsident Joachim Gauck den Grundstein legen. Vor einen Betonkern wurde ab 2015 die barocke Schlossfassade gesetzt. Besonders gefordert ist ein Heer von Steinbildhauern in ganz Deutschland, das handwerklich eine überaus anspruchsvolle Arbeit leistet. Wegen überhitzter Baukonjunktur und fehlender Arbeiter wird das Humboldt-Forum im Schloss Berlin mit einjähriger Verspätung im Dezember 2020 eröffnet. Die Berliner Brüder Wilhelm

und Alexander von Humboldt verkörpern all das, was das neue alte Gebäude ausstrahlen soll: Aufklärung, Weltbürgerlichkeit, wissenschaftlich-universelle Gelehrsamkeit und Interesse an den Kulturen in aller Welt.

Das Humboldt-Forum umfasst vor allem Museumsräumlichkeiten für die enorm reichhaltigen Sammlungen aussereuropäischer Kunst der Stiftung Preussischer Kulturbesitz. Dazu präsentiert das Stadtmuseum Berlin seine Bestände und will zeigen, wie sich Berlin und die Welt gegenseitig beeinflussten. Über-

dies sind Wechsausstellungen und Veranstaltungen vorgesehen, alles (vorerst) bei freiem Eintritt. Wilhelm von Boddien ist überzeugt: «Wenn wir das Schloss mit den Ausstellungen gut bespielen, haben wir einen ganz grossen Wurf. Mit den übrigen weltbekannten Museen der Museumsinsel ergibt sich dann gewissermassen ein «Metropolitan Museum», einfach auf verschiedene benachbarte Gebäude verteilt.»

Das Kreuz mit dem Kreuz

Jedenfalls steht mit dem Berliner Schloss eines der bedeutendsten Kulturdenkmäler Europas kurz vor der Wiedereröffnung. Der Barockbau ist aufs engste verknüpft mit dem Namen von Andreas Schlüter, einem Danziger Bildhauer, der im Auftrag des Kurfürsten und späteren Königs Friedrich I. 1699 bis 1706 das Schloss umbaute und erweiterte. Mit dem Einsinken des von ihm geplanten Münzturms fiel er beim König allerdings in Ungnade. Schlüters neidischer Konkurrent Johann Friedrich Eosander durfte dann das Schloss vollenden und nochmals erheblich vergrössern. Er war auch Schöpfer des eindrucksvollen Hauptportals gegen den Schlossplatz. Erst 1854 errichtete der Schinkel-Schüler Friedrich August Stüler darüber die weithin sichtbare Kuppel. Der darunterliegende Raum wurde fortan als Schlosskapelle genutzt. Das Herrschergeschlecht der Hohenzollern liess sich übrigens seit 1613 vom Helvetischen Bekenntnis, also dem evangelisch-reformierten Glauben überzeugen.

Als im Mai das vier Meter hohe goldene Kreuz wieder auf die Kuppel gesetzt wurde, verurteilten dies religionskritische Kreise als Ausdruck altpreussischen Staatschristentums. Berlins führende Muslime hingegen riefen ausdrücklich dazu auf, beim Bauwerk zu den christlichen Wurzeln zu stehen. Auch beim Kreuz handelt es sich um die Spende einer grosszügigen Gönnerin des Fördervereins. «Ohne die Initiative von Wilhelm von Boddien gäbe es heute kein Schloss», kommentiert dies eine eng mit dem Bau verbundene Politikerin.

Für Berlins «Schlossvater», Träger des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse, steht in den nächsten Monaten noch einmal viel Arbeit an. Dann möchte Wilhelm von Boddien gerne wieder einmal in die Schweiz reisen; sein Sohn lebt mit der Familie in der Nähe von Winterthur. Auch er selber hat schöne Erinnerungen an unser Land, speziell an den Waadtländer Kurort Leysin, wo der Bruder seiner Mutter als Pfarrer gewirkt und von wo er nach dem Krieg sehlich erwartete Lebensmittelpakete geschickt habe. «Meine Mutter», so erinnert sich von Boddien, «hat mit dem Messer einzelne Schnitzel der wunderbaren Schweizer Schokolade abgeschabt und je eines an uns Kinder verteilt – und wir haben dieses geniesserisch im Mund zergehen lassen und noch lange den Nachgeschmack genossen.»



Tamaras Welt

Zeitgeist Intoleranz

Es erheben sich stets neue Gruppen, die sich über ihre Identitätsmerkmale definieren. Diesem kollektivistischen Ansatz fallen vermehrt die eigenen Verbündeten zum Opfer. *Tamara Wernli*

Identitätspolitik steht für eine Politik, manche sagen Religion, bei der Gruppen und deren Identitätsmerkmale wie Geschlecht, Hautfarbe oder sexuelle Orientierung im Zentrum stehen – anstelle des Individuums mit seinen persönlichen Merkmalen wie Charakter oder Leistung. Identitätspolitik gibt es auf beiden Seiten des politischen Spektrums. Weil aber auf der linken Seite seit je Toleranz gefordert wird, ist es umso bemerkenswerter, dass die Toleranten heute die Intoleranten sind – und nicht Inklusion betreiben, einen Gesellschafts-ansatz, der alle einschliesst, sondern Exklusion und Spaltung. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass nun auch die Revoluzzer von einst Opfer der aktuellen identitätspolitischen Kulturrevolution werden – als eigentlich Verbündete. Mit den neuen, radikaleren Entwicklungen können sie nicht mithalten.

Zum Beispiel Alice Schwarzer. Sie war so lange eine Ikone der Frauenbewegung, bis sie eine falsche Toleranz gegenüber frauenfeindlichen Kulturen in bestimmten muslimischen Ländern kritisierte. Seither wird sie vor allem von der jüngeren, radikaleren Feministengeneration öffentlich als Rassistin und Antifeministin beschimpft und geächtet.

Oder J. K. Rowling. Die «Harry Potter»-Erfinderin ist Feministin durch und durch, seit vielen Jahren. Seit sie sich bei Trans-Themen einmischt und sich dafür ausspricht, dass das biologische Geschlecht eines Menschen Realität ist, wird sie von radikalen Trans- und Gender-Aktivistengruppen als grausam, gefährlich und transfeindlich diffamiert.

Oder Adidas. Der Sportartikelhersteller, der angeblich Frauenförderung hochhält und verschiedene Projekte betreibt, trennte sich jüngst von seiner Personalchefin, Karen Parkins, der einzigen Frau im Vorstand. Sie sei Ras-

sismus nicht entschieden genug entgegengetreten. Parkins konkrete Fehler: zum einen ihre Aussage, dass sie nicht glaube, dass Adidas ein Rassismusproblem habe. Eine Gruppe von Mitarbeitern sah das anders, befand, dass sie Rassenprobleme nicht richtig anspreche. Der Druck auf das Unternehmen wuchs.

Zum anderen habe sie auf einer internen Veranstaltung vor einem Jahr Rassismus als «Geräusch» abgetan, über das nur in den USA gesprochen werde. Dafür hat sie sich zwar entschuldigt, das Wort sei schlecht gewählt gewesen. Für Adidas spielte das offenbar keine Rolle. Auch war es einerlei, dass Parkins Eindruck, das Label habe kein Rassismusproblem, ihre fachliche Einschätzung der Situation darstellte; als Personalchefin war sie ja direkt am Puls der Mitarbeiter – und könnte damit vielleicht sogar recht gehabt haben. Auch sagte sie nicht, dass Rassismus kein Problem sei, sie sieht es eben nicht so dramatisch wie diese Gruppe. All das ist weder Hass noch Hetze, sie ist weder Rassistin, noch besteht Verdacht auf Rassismus. Ihren Job ist sie trotzdem los.

Es ist richtig, wenn sich ein Multi-Konzern um Rassismusprobleme und Diversität (natürlich an Kompetenz gekoppelt!) im Unternehmen kümmert. Aber wie das nun vielfach umgesetzt wird, grenzt an Hysterie. Da trennt sich ein Unternehmen im Zuge einer «Kulturrevolution» von der einzigen Frau im Vorstand, der jetzt wieder rein männlich ist. Aus Angst vor dem Vorwurf, nicht genug gegen Rassismus zu tun. Ja, und der «wichtige Kampf für die Frau»? Gerade nicht opportun.

Warum breitet sich Identitätspolitik immer mehr aus, wird radikaler? Unter dem Titel «Wie Amerikas Identitätspolitik von Inklusion zu Division wurde» veröffentlichte der

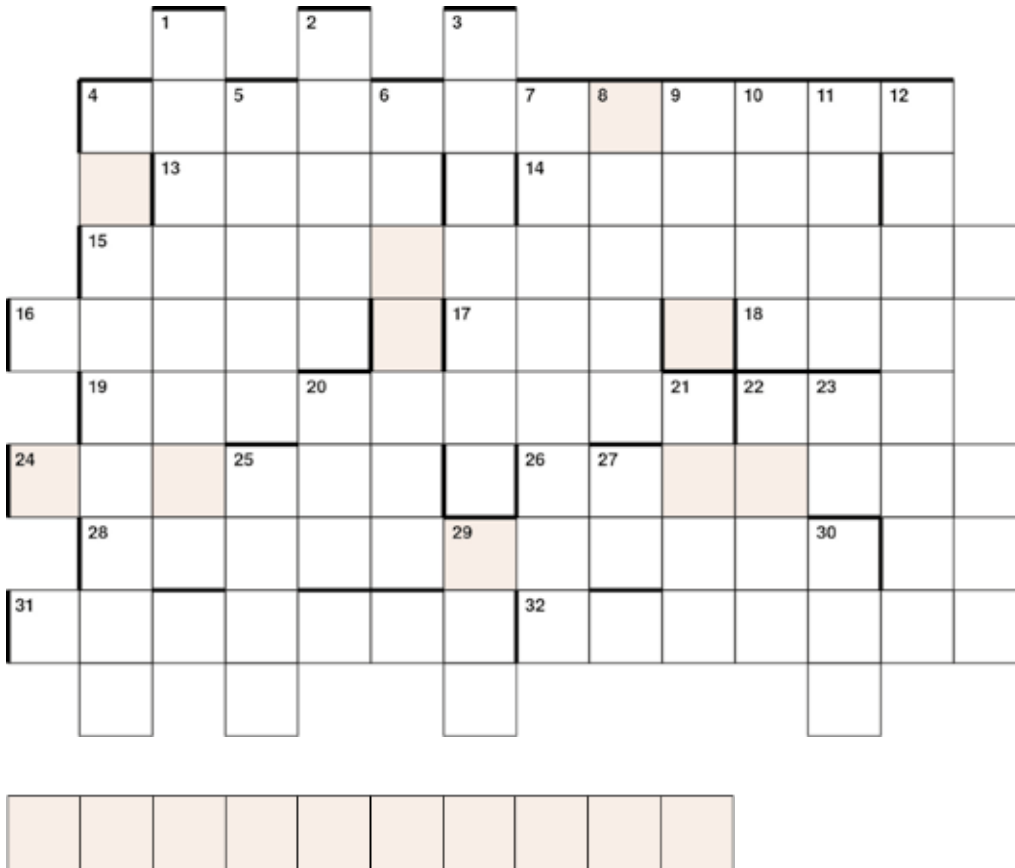
Guardian 2018 dazu einen interessanten Ausschnitt des Buches «Political Tribes» von Amy Chua.

Chuas Meinung nach hat in den letzten Jahren gerade die Linke, die sonst stets für Inklusion eintrat, aus Frust über den mangelnden Fortschritt ihre Rhetorik und Logik verlagert – weg von Inklusion und hin zu Exklusion und Spaltung. Für viele Linke sei heute jeder, der sich zugunsten von Gruppenblindheit ausspreche – also keine Unterschiede macht zwischen Hautfarbe, Rasse et cetera – auf der anderen Seite gleichgültig gegenüber Unterdrückung oder sogar deren schuldig. «Weil die Linke immer versucht, noch linker zu sein als der letzte Linke, kann das Resultat nur ein Null-Summen-Konkurrenzkampf sein darüber, welche Gruppe am wenigsten privilegiert ist, eine «Unterdrückungsolympiade», die die Progressiven oft zersplittert und sie gegeneinanderstellt», schreibt Chua. «Obwohl Inklusivität wahrscheinlich immer noch das ultimative Ziel ist, ist die zeitgenössische Linke ganz gezielt ausschliessend.»

Einst beschränkte sich Aktivistenprotest vor allem auf Uni-Campusse, heute ist er inmitten der Gesellschaft angekommen: Die Studenten von früher mit ihren safe spaces und Mikroaggressionen, die snowflakes, die vor jedem negativen Gefühl geschützt werden wollen, arbeiten heute in bedeutenden Unternehmen, in Medien, können Druck ausüben oder entscheiden, wer wegen eines falschen Wortes oder einer falschen Meinung gefeuert wird. In den USA, aber auch bei uns.

Amy Chua meint zwar in ihrem Buch, dass das Pendel in den USA bald in die andere Richtung schwingt. Dieser Hoffnung mag ich mich angesichts der Entwicklungen – von Schreib- und Denkdiktatur über Empörungskultur bis zur Zerstörung von Denkmälern – nicht anschliessen. In den nächsten fünf bis zehn Jahren wird Identitätspolitik wohl oder übel eine dominante gesellschaftliche Rolle spielen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Der goldene Hammer

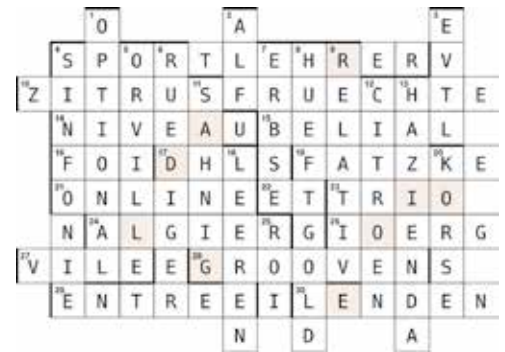
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 Steigt das Kachelmännchen die Leiter rauf, dann lösen sich, vermeintlich, die Regenwolken auf. 13 Die stehen sich auf der Osterinsel die Beine in den Bauch. 14 Wird, am liebsten gemieden, bloss von Nachtragenden gern genommen. 15 Manometer! Ein artspezifischer Dreikäsehoch. 16 Komplex für kontemporative Kultkultur. 17 «Treifach» nitriertes Toluol. 18 Wenn der die Sense schwingt, ist endgültig Sense. 19 Erst von kindlicher Neugier befeuert, dann von guten Lehrern gefördert und später oft Stück für Stück durch Indifferenz ersetzt. 22 Das Zuckerbrot zum Tadel. 24 Je nach Sprachregion, Wasch- oder Würzmitteloption. 26 Einfach einfach verdoppelt. 28 Die – etwa Länge, Länge, Länge, Zeit – versorgen Systeme mit Freiheit. 31 Eine lange Schlange, die steht oder geht; ein Autozug, der im Schrittempo fährt. 32 Der weise Graue wird später zum weisen Weissen.

Senkrecht — 1 The most popular place in town: people are dying to get in. 2 Einst für Einschüchterung und Zensur zuständige staatliche Agentur. 3 Sportlich bis sehning nach Kratzbürstenart. 4 Dort wird jährlich für die besten Schläger zusätzlich zum roten Teppich ein englischer Rasen ausgerollt. 5 Papierprinterpatronenpigmentpulver. 6 Das nussige deutsche Kreuz unter den Kartenfarben. 7 Zumindest bei einem Wechsel vom Sechser- ins Zehnersystem das neue Dreissig. 8 Deren Synonym ist homonym mit dem Synonym der Herberge. 9 Ergebnis des Zusammenzählens von Äpfeln und Birnen. 10 Worauf sich zuversichtliche Selterstrinker vor ihrer Niederlage freuten. 11 Für Mechaniker ein kleiner, französischer Wagen; für Historiker eine Muse griechischer Sagen. 12 Ein klarer Regelverstoss, wenn der dabei mit Füßen getreten wird. 20 Ausgelernt hat man genau dann. 21 Der Körper befolgt in einer Gefahrensituation automatisch diese Instruktion. 22 Die gute *Stimmung* kann kaum kippen mit einem frohen auf den Lippen. 23 Eine Silbe, die manche beim Meditieren wiederkehrend rezitieren. 25 Halb zwei Fünftel amerikanischer Rauch, halb zwei Drittel englischer Nebel. 27 Hier – eine Antwort auf die Antwort – ist eine Frage die Antwort. 29 __ o no __, esa es la pregunta. 30 Beschreibt ungefähr das Gebiet vom Katzensprungsektor bis hin zur Grenze der Steinwurfzone.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 674



Waagrecht — 4 SPORTLEHRER 10 ZITRUSFRUECHTE 14 NIVEAU 15 BELIAL: juristische Inkarnation des Teufels 16 FOI(s): franz. Glaube (Mal) 17 DHL: Gehört zur Deutschen Post. 19 FATZKE 21 ONLINE 22 ET... et: franz. sowohl... als auch 23 TRIO 24 [AL][GIER] 26 IOERG: nach Schweizer Buchstabieralphabet 27 VILE: ital. feige, engl. niederträchtig 28 GROOVEN 29 ENTREE 30 LENDEN

Senkrecht — 1 OPTIONAL 2 ALF 3 EVTL: kurz für eventuell 4 SINFONIE 5 (The) ORVILLE: einer der Gebrüder Wright, Science-Fiction-Serie 6 [RUEDI][GER]: der deutsche Roger, aus hruod = Ruhm und ger = Speer 7 Die Prinzessin auf der ERBSE (Märchen) 8 HUEFTGOLD 9 RELATIV 11 SAHNIG 12 CITROEN 13 HAZIENDA: südamerik. Landgut 18 LEEREN 20 KORSE 25 Moi, toi et le ROI, nous sommes trois!

Lösungswort — **RADIOLOGE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Nachhaltigkeit und Tankstellen – passt das zusammen?

Unsere bewährten Treibstoffe werden künftig noch besseren Lösungen Platz machen. Unabhängig davon werden wir die passende Infrastruktur für jede Antriebsart anbieten.

[avenergy.ch](https://www.avenergy.ch)